P. o. germ.
1551
ch

~~86.~~
~~M. 195.~~
P. o. germ. 1551 ch
Wagner

<36613550970015
<36613550970015
Bayer. Staatsbibliothek

Ferdinand Miller

ein

Roman

von

Ernst Wagner.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Das Manuskript dieses kleinen Romans entstand, neben andern literarischen Arbeiten, bereits im Winter von 1807—1808. — Angeregt durch die öffentlichen Reden, welche der edelmüthige Fichte jenen Winter hindurch in Berlin hielt, und wovon uns ein dortiger Freund nach und nach Einiges mittheilte, bildeten wir den Hauptgedanken unsers Büchleins mit immer wachsender Liebe aus — in der Meynung, dasselbe noch als einen Vorläufer des ersten Bandes der „Reisen aus der Fremde in die Heimath" unsrer deutschen Lesewelt zuzusenden.

Allein der Druck desselben ward durch mancherley Verhinderungen bis zu gegenwärtiger Zeit verspätet, wo nicht nur das Werk des Herrn Professors Fichte, sondern auch die gedachten „Reisen" längst erschienen sind.

Wir erklären daher unsern verehrten Lesern jetzt nur noch, daß von unsern literarischen Versuchen, der hier nachstehende „Ferdinand Miller," in Rücksicht der Zeit seiner Entstehung, eigentlich zwischen den „reisenden Malern" und dem ersten Bande der „Reisen" seine Stelle erhalten muß.

Geschrieben in der Ostermesse 1809 von dem

Verfasser.

Still saß der Pachtamtmann Miller mit seiner treuen Hausfrau Beate und der geliebten Pflegetochter Marie an der Thüre seiner Wohnung vor dem königlichen Schlößchen zu Trifthof. Die freundliche Sonne eines schönen Märzabends hatte sie herausgelockt auf die große steinerne Bank, die heute zum erstenmal von den milden Frühlingsstrahlen erwärmt war.

Alles sah erwartend nach den Thürmen und Pallästen der Residenzstadt hinab, die, nur eine halbe Stunde entfernt, im großen schönen Thale vor ihnen da lag und jetzt von der Gluth des Abends röthlich aufzuglänzen begann. Dorther sollte heute noch Ferdinand, der Sohn des Hauses, kommen, um Bericht über die Resultate des juristischen Examens abzustatten, das er heute zugleich mit seinem Freunde Richard, einem Sohne des Geheimenraths Kronfeld, hatte bestehen müssen. Beyde junge Männer waren von

ihrer Kindheit an Freunde gewesen, hatten die akademischen Jahre gemeinschaftlich verlebt und wollten nun die Bahn des bürgerlichen Geschäftslebens betreten.

„Ich dächte doch, auf eine halbe Stunde könnte er noch herauskommen (sagte der Alte). Denn ich läugne es nicht — ich bin neugierig."

„Am Ende (lächelte Beate) wirst Du vielleicht auch ein wenig ängstlich, wie ich?"

„Possen! (murrte er) Ich muß meinen Sohn kennen! Und ich kenne ihn."

„Wahrhaftig, dort tritt er eben mit Richarden aus dem Finkenhauk hervor!" rief Marie erfreut, und zeigte nach den beyden Wandrern, die den Pfad von jenem Wäldchen herauf eifrig verfolgten.

„Also beyde? — (erwog die bedenkliche Mutter.) Sie sind vielleicht von der Praxis zurückgewiesen, und nun will Einer den Andern entschuldigen." —

„Richard geht viel lustiger einher als der Bruder," lächelte Marie und seufzte tief vor Erwartung.

„Ihr seyd nicht klug!" sagte der Vater gelassen.

Marie sprang ihnen jetzt entgegen, sie

verdoppelten ihre Schritte und standen bald grüßend vor der elterlichen Bank.

„Nun?" fragte Miller mit einigem Ernste.

„Es ging ziemlich, lieber Vater — (berichtete Ferdinand) und die Herren Richter haben uns Beyde mit der obersten Würde der Advokatur begnadigt."

„Das ist mehr als ich in diesen scharfen Zeiten erwartet hatte! (rief Miller freundlich und schloß Beyde mit einer gewißen Ehrerbietung in die Arme.) Seyd mir von Herzen willkommen!"

„Man hat uns (sagte Richard) in meines Vaters Hause vor lauter Freude so prächtig und umständlich traktirt, daß wir erst jetzt nach dem Trifthofe laufen konnten. — Ich bringe Ihnen tausend Grüße von meinen Zwillingen und unsrer Stiefmutter. Das heißt, wie Sie schon wissen, Caroline grüßt die liebe Mutter, Sophie grüßt Marien, und die Mutter Jedermann. Alle wollen nächstens herauskommen. Auch der Hofrath Reinhold bittet sich im Voraus zur ersten frischen Milch zu Gaste."

Der alte Miller war im Herzen viel in-

niger, als er merken ließ, darüber erfreut, daß sein einziges Kind, dessen Erziehung er nun für vollendet annahm, ihm Ehre mache und jetzt auf einmal im Stande sey, die Sorge für Leib und Geist selbst zu übernehmen, und ohne weiteres Zuthun der Eltern ein Leben auf eigne Hand zu beginnen. Nur dann, glaubte der Vater, könne er seinen erworbnen Reichthum dem Sohne mit Ruhe hinterlassen und sich einer guten Verwendung desselben versichert halten, wann Ferdinand vorher, in jeder Rücksicht, blos durch eigne Kraft zu bestehen gelernt haben werde. Dieß sollte er nun versuchen; weßhalb der Alte ihm nur noch einige hundert Thaler für seine erste Einrichtung zur „güldnen Praxis" geben, dann aber den ganzen Menschen sich selbst überlassen wollte.

Lieber Vater — (unterbrach ihn jetzt Ferdinand in diesen Gedanken) Ihr Kuhhirte thut seine Schuldigkeit sehr schlecht. Ich sah vorhin drey Kühe in der Baumpflanzung weiden — der Hirte kroch am Wäldchen herum. — Hören Sie wohl, Vater? — In der herrlichen Pflanzung, die ich selbst vor zehn Jahren, als ein frommer Knabe, anlegte, nachher mit unsäglicher Angst beschützte, im Schweiße

meines Angesichts pflegte und unter tausend Anstrengungen und Freuden für Sie und den König groß zog — deren Pracht jetzt im ganzen weiten Umkreise nirgends ihres Gleichen hat? — Nein, es ist nicht recht, wenn Sie diesen abscheulichen Huthunfug nicht endlich abstellen!"

„Herr Sohn! (sagte der Alte ironisch) Ich brauche in meiner Wirthschaft noch keinen Oberaufseher. Laß Er mich nur selbst wirthschaften. Er hat auch nun gar nichts weiter zu thun, als die Nase in seine Rechtsbücher zu stecken!"

Ferdinand seufzte im Lächeln unwillkührlich — und diese Seufzer waren die einzige Sorge, die sein Vater noch zuweilen für ihn fühlte. Er hatte blos aus Liebe zum Vater die Rechte studiert — aber alle seine eignen Geschäftsneigungen bezogen sich stets auf die Landwirthschaft.

„Sieh doch um Dich, ehe Du über Deine Bestimmung seufzest! (sagte Miller sanft) Wie viele schlechte und unwissende Geschäftsleute leben jetzt nur in dieser einzigen Stadt! Wie viele habe ich selbst schon unter meinen Augen sich herumtreiben sehen, wann ich vor

der königlichen Kammer stand und ihnen dort bittre Wahrheit predigte! Und nun erwäge selbst: Welch ein glücklicher Vater, welch ein seliger Bürger seines Vaterlandes muß nicht der seyn, welcher zu seinen Freunden, und zu jeder armen, von der Bosheit gedrückten Seele, die ihm ihr Unglück klagt, mit Freudigkeit sprechen kann: Geht — ich habe einen Trost für euch alle erzogen — geht zu meinem guten Sohn — er ist redlich, klug und geschickt — er wird eure Unschuld retten und rächen! — Nein, Ferdinand, du wirst, du mußt diesen Stand lieben!"

„Gewiß, es ist ein sehr ehrwürdiger Stand!" sagte der gerührte Sohn.

„Der erste und göttlichste in der ganzen bekannten Christenheit!" fiel Richard jubilirend ein.

„Aber doch auch ein gefährlicher Stand für ein zartes Gewissen," meynte die Mutter.

„Nun, ich wünsche Euch das beste Glück — (flüsterte die schöne Marie unter warmen Händedrücken) und ich glaube, wer so reines Herzens ist, wie Ihr, der kann auch das bedenklichste Geschäft zu übernehmen wagen!"

„Nicht wahr, mein stilles Vergißmein-

nicht? — (sagte Richard und umarmte sie so herzlich, daß sie ihm entsprang.) Hat nicht Marie hiermit unsre ganze Materie erschöpft, lieber Herr Amtmann?"

„Junger Herr! (fuhr der Alte heraus) Einmal für allemal: Der Teufel ist ein Amtmann! Ich bin ein Pachter — und wer mir eine Ehre anthun will, der nenne mich Herr Miller, weil ich Gottlob ein Herr in meinem Hause bin. — Bst! Herr Verwalter! Wegen der morgenden Saat! — (rief er jetzt, und zog seinen vorübergehenden Aufseher bey Seite.) Der Kuhhirte — (sagte er, ohne der morgenden Saat weiter zu gedenken, ganz leise und heftig) dieser Satan, hat mir nun heute zum zweytenmal Vieh in die Obstanlage laufen lassen. Ich zanke nicht gern. Aber es ist ihm zu sagen, daß er und ich, so wie es zum drittenmal passirt, augenblicklich und ohne Barmherzigkeit, ein Paar geschiedne Leute sind — so wahr ich Miller heisse!"

„Herr Verwalter, Ihr Hirte" — fing jetzt Ferdinand an, als er seinen Vater zurückkehren sah.

„Bst! (drohte dieser) Inkommodiren Sie sich nicht mit meinen Geschäften — der Mann hat noch zu thun."

„Aber, bester Herr Miller, (sagte Richard) was hat Ihnen eigentlich der Titel Amtmann gethan, den doch schon långst alle Domånenpåchter im Kőnigreiche fűhren? Warum Sie nicht?"

„Erstlich, (versetzte er) weil ich alle Titel nicht leiden mag, die der bloße Hochmuth erfunden hat. Zweytens, weil mein Vater und Großvater auch Påchter waren, ohne jenen Titel zu fűhren. Denn, Sie műssen wissen, alle Miller sind geborne Påchter und Landwirthe, und befanden sich stets wohl dabey. — Sie sehen diese Neigung auch noch an meinem Sohne — aber freylich, es kőnnen nicht alle Menschen Påchter seyn; und die Pachtzeiten werden sich bald åndern. — Uebrigens (fuhr er heiter fort) kann ich, auch außer jenen zwey Grűnden, nicht låugnen, daß mir, so oft ich an den zeitlichen Stolz denke, bis zu diesem Augenblick immer noch eine gewisse fűrchterliche Geschichte in alle Glieder fåhrt, die mir meine selige Mutter zuweilen vorhielt, wenn ich Miene machte, mir Manschetten oder einen steiffen Zopf anzuschaffen. Sie erzåhlte mir nemlich von dem Besitzer eines Eisenhammerwerks, der, aus Stolz auf seinen erworb=

nen Reichthum, sich endlich adeln lassen, und zuletzt gar seine Frau ins Elend verstoßen hatte, weil sie eines armen Schäfers Tochter gewesen — und der nun nach dem Tode allnächtlich im goldbordirten Kleide mit einem brennenden Stern auf dem Herzen zu den Arbeitern im Eisenhammer kam, mit trauriger Stimme das Lied sang:

„Warum betrübst du dich, mein Herz?"

und, sobald er bis zu dem Verse gelangt war:

„Der zeitlichen Ehr' will ich gern entbehren,
„Du woll'st mir nur das Ew'ge gewähren."

plötzlich einen Löwenkopf bekam, und nun diesen Vers allezeit mit einer so entsetzlichen Gewalt brüllte, daß die Hammerwelle still stand und die Arbeiter zitternd auf die Knie fielen. — Ihr Kinder, es thut mir in Wahrheit recht wohl, und ich danke Euch, daß Ihr nicht über diese Geschichte lacht. — Es wird spät, macht jetzt, daß Ihr in die Stadt kommt — aber vergeßt mir doch ja meinen schrecklichen Prediger nicht!"

Des andern Morgens schickten sich beyde Freunde sogleich zur ersten Arbeit an. Auch

Richard hatte, aus Liebe zu seiner natürlichen Freyheit, ein eignes Logis ausser dem Hause seines Vaters gemiethet. Dort kamen sie frühe zusammen, und Richard — auf den bereits viele Arbeiten warteten, weil die arge Welt zum Fundamente seines künftigen vermuthlichen Geschäftsglückes doch immer auch einen Stein aus dem wichtigen Einflusse seines vornehmen Vaters unterstellen zu dürfen glaubte — fand sich hierdurch schon im Voraus so überhäuft mit Geschäften, daß er seinem Ferdinand die Hälfte derselben zutheilte, und diesen obendrein alles das selbst auswählen ließ, was ihm für seine Neigung am passendsten schien, in so ferne nur dabey nicht blos persönliches Zutrauen gegen Richarden zum Grunde lag. Auch machten sie noch einen Bund mit einander, vermöge dessen Jeder von seinen künftigen Aufträgen alles das, was er weniger seinem eignen, als dem Geschmacke des Andern angemessen finden werde, diesem treulich zuweisen wollte.

So vom Glück und ihrer eignen Freundschaft reichlich ausgestattet, trennten sie sich mit dem letzten Handschlage des Friedens, um nun den Krieg Rechtens zu beginnen.

Der Geheimerath Kronfeld war sehr zufrieden über diese Verträge der jungen Arbeiter, weil er mit dem alten Miller seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stand, und oft und gerne bey ihm auf dem Trifthofe verweilte. Er hatte auch Ferdinanden für immer in sein Haus eingeladen, wo dieser, besonders in den Abendstunden, die herrlichste Unterhaltung fand, da dort die schöne Jugend überhaupt sich gern versammelte.

Der Geheimerath liebte und gewährte selbst, sobald er einmal sein Arbeitszimmer verschlossen hatte, eine heitere und durch gesellschaftliche Lust belebte Unterhaltung. Die Geheimeräthin, seine zweyte Gattin, bey welcher unser Ferdinand in besondrer Gunst stand, war noch jung und hübsch, sah gern artige Zirkel bey sich versammlet und wußte diesen durch ihre Gefälligkeit und anständige Haltung ein gewisses Interesse zu geben, welches nur selten durch eine zu wenig verhaltene Reizbarkeit gegen das Betragen der jüngern Tochter, Caroline, gestört ward. Richards Schwestern endlich, die man unter dem Namen der „schönen Zwillinge" bewunderte, waren, so wie ihr Bruder, von Kindheit auf mit Fer-

dinanden und Marien vertraut gewesen, und hatten oft wochenlange, auf dem Trifthofe so wie in der Stadt, mit diesen gespielt und gelebt. — Außerdem war noch der Hofrath Reinhold, ein sehr reicher Mann und angenehmer Gesellschafter, der beständige Besucher des Kronfeldschen Hauses. Er stand seit langer Zeit schon in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Mutter — und die schöne Welt vermuthete jetzt auch allmählig, daß er Absichten auf eine von ihren Stieftöchtern habe.

In der Mitte dieser Umgebungen sahen die beyden Rechtsgelehrten die zu ihrer Erholung bestimmten Zwischenräume ungemein anmuthig ausgefüllt; wobey Ferdinanden noch besonders die Nähe des Trifthofes zu Statten kam, wo er seine geliebte Familie täglich sehen konnte. Freylich fand er bald, daß jenes schöne, kindlich vertraute Verhältniß, welches sonst, vor seinen akademischen Jahren zwischen ihm, Marien und den drey Kronfeld'schen Kindern bestanden hatte, jetzt nur noch aus lieblichem Hintergrunde zu ihm herüber lächle, indem er jetzt die drey Mädchen, schnell zur Mannbarkeit herangeblüht, wiedersah. Aber, war auch das jetzige Verhältniß anders und

weniger enge, so schien es ihm doch nicht weniger interessant, als das ehemalige.

Unsre Freunde hatten ein ungewöhnlich strenges Examen — welches von der Obrigkeit seit kurzem zu Bestrafung der Unwissenheit und mehrerer eingerissenen Mißbräuche angeordnet war — sehr gut bestanden, und dadurch ein gewisses Aufsehen erregt, das ihnen nun trefflich zu Statten kam. Der Ruf von ihrer wirklichen Geschicklichkeit verbreitete sich so schnell, und sie wußten ihn durch Anstrengung und Fleiß so zu übertreffen, daß es nach wenigen Wochen schon hieß, „Beyde hätten vollauf zu thun, und also auch ihr reichliches Auskommen."

Richard brauchte seinem Freunde nun nichts mehr von seinen Aufträgen abzugeben, als was dieser etwa von ihm einzutauschen wünschte. Dahin rechnete er Gnaden- und Erlaßgesuche, Vertheidigungen, Streitigkeiten über Gesetze, und alles, was zur einseitigen Rechtsbetreibung gehört. Dagegen vertauschte Ferdinand gern seine eigentlichen Partheysachen, die er nun einmal nicht liebte, in deren Gedränge sich aber der streitlustige Richard mit der größten Freude bald gänzlich verlor. — Selbst alte Geschäftsmänner von

entschiednem Rufe fiengen allmählig an, diese beyden Neulinge aufmerksam und neidisch ins Auge zu fassen.

Der Geheimerath brachte seinem Freunde Miller selbst diese günstigen Nachrichten hinaus, worüber der gute Alte laut frohlockte, wenn gleich Ferdinand noch immer nicht mit vollem Herzen in seine Freude einzustimmen schien.

Es war ein schöner Frühlingstag, welchen die Kronfeldsche Familie ganz auf dem Trifthofe verlebte, und der dem jungen Volke zum wahren Festtage ward. — Sie besuchten alle Spiel- und Freudenplätze ihrer Kindheit, die sie im königlichen Lustgarten und um die Gebäude her wußten — den großen herrlichen Brunnen, der im Innern eines Gebüsches aus dem Felsen sprang — die Nachtigallen, welche, wie ehemals, noch immer am liebsten dort zwischen den Blüten sangen — den Teich mit seinem Reichthume von Kalmus, Rohr und Binsen, woraus sie wieder künstliche Enten und Schiffe flochten, und diese auf dem Wasser trieben — die niedrigen Kirschbäume,

an welchen einst das kleine Volk zuweilen, listig auf den Zehen schwebend, die süssen Früchte vom Kern absaugte, um hinterher waidlich zu lachen, wann der Gärtner auf die Sperlinge schalt — den großen Frühpflaumenbaum, dessen Beraubung ihnen alljährlich so scharf untersagt ward, und von welchem einst, als er nun endlich geschüttelt wurde, dennoch und vor allen Früchten, dreyzehn schöne Werfknittel rings um den Vater herabfielen, welches Ferdinanden eine strenge Untersuchung zuzog — kurz, man gieng kein ehemaliges Lust-, Lärm- und Hatztheater vorbey, ohne die herrlichsten Reminiscenzen zu genießen. — Ferdinand probirte auch wieder einmal seine Geschicklichkeit an der verfallnen Wasserkunst, deren Geheimnisse von jeher nur ihm allein bekannt waren, so wie er dieselben auch noch heute sorgfältig vor den Uebrigen verbarg — und siehe da! die alte Fontaine gehorchte ihm noch immer, und sprützte eine ganze Minute lang den prächtigsten Wasserstrahl zum allgemeinen Jubel empor!

Des Nachmittags suchten sie das Weite, und gingen erst zu dem schroffen Bergsturze, von dem man große Steine in die unten befindliche schwarze Waldschluft hinabrollte, und

dann aus der Tiefe das alte donnerähnliche Getöse vernahm. Dann zogen sie in den Finkenhauk, das schönste Lustwäldchen in der ganzen Gegend, dessen heilig düstere Schatten sich jetzt im ersten Grün zu bilden begannen. Mitten hindurch lief ein Fußpfad nach der Stadt, und seitwärts, kaum drey Schritte vom Pfade, lag, recht in der Mitte des Hains, die kleine Au, auf der sie einst eine Bank von den ausgesuchtesten Feldsteinen erbauet hatten. Unversehrt stand sie noch da, mit blühendem Moose belegt — und der zarte Rasen der kleinen Waldwiese umher hatte sich schon überall mit den wohlbekannten Blumen geschmückt. — Hier verweilte man am längsten, denn es war der allgemeine Lieblingsplatz.

„Endlich — (sagte Ferdinand mit einer gewissen Weihe, die sich bald Allen mittheilte, so wie sie der Gegend näher kamen) endlich führe ich Euch in das schöne Heiligthum, in dem ich die beßten Gedanken meiner Jugend fand, und die werthesten Augenblicke meines Lebens verträumte."

Sie standen nemlich jetzt vor seiner großen Baumpflanzung, wozu er einst dem Vater die Erlaubniß mühsam abgeschmeichelt hatte, und

die nun für Vater und Sohn von unschätzbarem Werthe war. — Feyerlich schloß er das Gehege auf, und feyerlich betraten seine Freunde das geliebte Lustrevier. — Die Bäume waren nicht in Reihen oder Alleen, sondern in großen und kleinen Gruppen gepflanzt, zwischen welchen sich überall sanfte blumige Wiesenstücke und hie und da bearbeitete Landstreifen herumzogen. Die meisten Hügel und Anhöhen trugen unten Kränze von niedrigen Kirschen und allerley Beerengebüsch; oben strebten die hochstämmigen Bäume empor. — Alles stand in der schönsten Jugend und Kraft herrlich da, und — blühte! das Steinobst und die Birnen waren schon mit dem vollen Blumenschmuck angethan, und der edle Apfelbaum begann erst so eben gleichsam darüber zu erröthen, daß die Knospen seiner Herrlichkeit sich nun bald vor dem liebewarmen Auge des Frühlings vollends entfalten mußten. Zwischen den Blüten schwelgten die Singvögel, und ihre Chöre tönten das Lob ihres Schöpfers und des wackern Ferdinands.

„Ach, (rief er mit lusterfüllter Seele aus, als sie in die Mitte des Reviers gekommen waren, und wie berauscht da standen) was ist doch

alle Pracht und Herrlichkeit der Menschen gegen die Herrlichkeit Gottes!" —

„Es ist wahr!" sagte Caroline, die Ferdinanden still und aufmerksam betrachtet hatte.

„O bester Ferdinand! (rief Sophie und faßte seine Hände) Wie vielen Dank sind wir und die Welt Ihnen für dieses Paradieß schuldig — und wie stolz, wie glücklich und groß müssen Sie sich fühlen, so oft Ihr Fuß in diese Gehege eintritt! Wenn ich Ihnen doch beschreiben könnte, wie mich das alles rührt." —

„Nun, versuch' es doch, und beschreibe uns ein wenig!" lächelte Caroline mit einem spöttischen Seitenblick auf die arme Schwester. — Aber, die Stimme eines kräftigen Frühlingsgewitters befahl ihnen jetzt, den kürzesten Weg nach dem Schlosse zu suchen.

Sie ließen sich nun die königlichen Zimmer aufschließen und durchstrichen während des Gewitters diesen prächtigen Theil des Schlosses, wobey es nicht an abermaligen Rückerinnerungen aus der Jugend fehlte, da ihnen hier noch jedes Gemälde und alle Tapeten und Meubles merkwürdig geblieben waren. — Auch die Ge-

heimeräthin gesellte sich hier mit dem Hofrath Reinhold zu ihnen.

Sophie und Marie fanden, daß so Manches in diesen Zimmern, was sie einst für unnachahmlich schön gehalten hatten, doch jetzt sehr in ihren Augen verloren habe.

„Das finde ich äußerst sonderbar! (sagte Caroline lächelnd) Denn — seht einmal diesen herrlichen Spiegel mit den goldnen Blumen an! Für mich hat er immer noch den alten — ja selbst größern Werth. Und das, was Euch sonst an ihm entzückte, muß Euch ja jetzt viel besser einleuchten als sonst — denn, was die Fehler daran betrifft, so müßt Ihr ihn freylich vor allen Dingen nur jetzt nicht mit schlechteren Augen ansehen als damals — wenn Euch nemlich dieß möglich ist, woran ich aber zweifle." —

„Caroline! (rief ihr Richard, der die letzten Worte hörte, unwillig zu) Du bist heute einmal so spöttisch und kaltherzig, daß ich dich bey unsrer guten Mutter verklagen möchte."

„Du fängst an, mir zu mißfallen, Caroline! (sagte die Mutter) — An einem so köstlichen Tage."

„Ich wünschte doch, (fiel Reinhold im

Ton eines Friedensstifters ein) Sie ließen unsre schöne Caroline ihren angefangnen Satz für uns vollenden! Denn" —

„Allzugütig, Herr Hofrath!" unterbrach ihn Caroline mit einer schnippischen Verbeugung und ging, indem sie glühendroth ward, in ein andres Zimmer.

Ferdinand, welcher in Betrachtungen der hübschen Sachen vertieft war, hatte nicht auf das Gespräch geachtet, und ward erst jetzt aufmerksam, als die Geheimeräthin dem Hofrath mit einiger Empfindlichkeit erklärte, sie wünsche, daß an solchen Streitigkeiten, welche zwischen ihr und ihrer Tochter vorfielen, kein Dritter Theil nehmen möge. — Unser Freund glaubte schon bemerkt zu haben, daß sie in ihrer Freundschaft gegen den Hofrath ein wenig erkaltet sey, seitdem man von diesem reelle Absichten auf eine ihrer Töchter vermuthete. Sie wünschte freylich, wie unser Freund selbst wußte, diese Töchter, je eher je lieber, versorgt zu sehen. Indessen schien es ihm, — wenn er auch jene allgemeine Geschlechts-Eifersucht, die Manche an den Frauen haben finden wollen, abläugnete — es sey doch in der That höchst natürlich, und einer hübschen Frau nicht so sehr

zu verdenken, wenn sie den Zeitpunkt, in welchem junge Männer ihr Haus, weniger mehr ihrer eignen Unterhaltung als der heranwachsenden Töchter wegen, besuchen, mit einer gewissen Trauer ankommen sehe, die gar leicht in üble Launen und Empfindlichkeit ausarten könne, und daher um so mehr Schonung verdiene. — Er fand also die Worte des Hofraths, die er noch gehört hatte, allerdings etwas gewagt, und nahm sich jetzt vor, für seine Person desto artiger gegen die Mutter zu seyn. Schon im nächsten Augenblicke fand er hierzu Gelegenheit, und ward ungemein heiter aufgenommen.

Aber Caroline raunte ihm bald nachher im Vorübergehen zu: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß mir jedes Urtheil, das meine Stiefmutter über mich fällt, vollkommen gleichgültig ist?"

„Sehr schlimm!" sprach er zu sich selbst, und beschloß, alles anzuwenden, um eine bessere Stimmung in diese Frauenfamilie zu bringen.

Seit gestern hatte sich eigentlich die Familien-Stimmung durch folgenden Vorfall verbittert. Caroline, welcher von ihrer Mutter die warme, stets gefällige Sophie zum be-

ständigen Muster aufgestellt ward, hatte Sophien Vorwürfe über ihre Geldverschwendung gemacht, und behauptet, die Schwester erlaube sich viel mehr unnöthige Ausgaben, als sie selbst, die doch reicher sey. — (Die erstere Mutter hatte nemlich durch ihre letzte Verfügung nur ihren Sohn Richard eigentlich reich gemacht, ihren Töchtern aber weniger hinterlassen — und dabey hatte sie, man wußte nicht warum, Carolinen — die ohnehin die Schönere von Beyden war — einige tausend Thaler mehr bestimmt als ihrer Schwester.) Sophie, durch der Schwester Vorwurf empfindlich gekränkt, hatte Carolinens Härte mit Thränen der Mutter geklagt, worauf diese geäussert, sie glaube, daß die erstere Mutter jene unbillige Verfügung in keiner andern Absicht gemacht haben könne, als um Carolinen im Voraus eine gewisse Entschädigung zu sichern, da diese wegen ihres schon in der Kindheit gezeigten harten und unerträglich bittern Characters wohl schwerlich Hoffnung habe, sich jemals zu verehlichen. — Im Zorne hielt die sonst so sanfte Sophie sogleich die mütterliche Aeusserung Carolinen vor — und diese gerieth darüber in eine so heftige Bewegung, daß

sie sich den halben Tag in ihrem Zimmer einschloß. — Erst Abends hatte der Vater wieder eine Art von Frieden hergestellt.

Je mehr aber Ferdinand sich anstrengte, um in seiner Praxis vollkommne Ruhe für sein Daseyn, und ein in sich beschloßnes Leben zu finden, je weniger wollte ihm dieß gelingen.

Wenn er sich darüber freute, daß man in diesem Lande mit aller Strenge auf die Abkürzung der Processe drang, so erstaunte er darüber, zu welcher ungeheuern Höhe doch nun zwischen den hitzigen Partheyen die Kosten in der größten Eile anwuchsen. Wenn man mit lobenswürdigem Eifer den Advokaten durch den Sinn fuhr, so waren nun die Streitenden der Willkühr und Gewalt unvorsichtiger Richter blosgestellt, statt sich einer väterlichen Sorge für die Sichrung ihres Heils zu erfreuen. Bestand man hartnäckig auf seinem Rechte, so verschlangen oft die Richter den zehnfachen Werth des Streits durch kostspielige Einholung auswärtiger Rechtserkenntnisse, welche doch die besoldeten Unwissenden selbst zu sprechen schuldig waren. Hatte er auch einmal die Freude,

einem armen Teufel sein Recht durch und durch auszufechten, so sah er am Ende das wohlerworbne Sümmchen seines Klienten durch die löbliche Theilung der Kosten doch wohl noch „aus bewegenden Ursachen" zu Wasser gemacht. — Wann er nun erfahren mußte, wie hämisch oft böse Advokaten alles dieß wieder zu ihrem eignen Vortheile benutzten — wie unmöglich es sey, gegen einen schlechten Richter die Strafe der Selbstentgeltung zu erlangen — wie oft der Streit, den doch die Partheyen bezahlen mußten, zugleich zum Streite der beyden Advokaten, ja zum Streit zwischen Richter und Advokaten ward — kurz, wie wenig besser es noch in diesem Lande auf der Straße Rechtens aussehe, als in vielen andern — dann knirschte er mit den Zähnen, machte oft durch Nullitätsquerelen und andere desperate Rechtsmittel die Sache noch schlimmer, und hielt es am Ende für Sünde, seinem elenden Klienten nur einen Heller Gebühren abzufordern.

Einst klagte er hierüber im vertraulichen Abendzirkel dem Geheimenrathe sein Leid. Dieser hörte ihn aufmerksam an. „Ich finde, (sagte er dann) daß freylich eine ganz besonders bestimmte Neigung dazu nothwendig ist, um ein

Geschäftsmann dieser Art zu seyn. Eine gewisse Lust zum Aergerlichen, eine Freude am Verdruß und an allem Unangenehmen, eine Neigung zum Umgange mit Weinenden, Zornigen und Verzweifelnden — alles das, und vielleicht noch mehr, muß wohl zur eigentlichen Streitlust noch hinzukommen, wenn der blos juridische Geschäftsmann in seiner ächten — ich will nicht sagen, Vollkommenheit, aber doch Gemüthlichkeit gedacht werden soll. Wird sich nun dieß bey Ihnen nicht bald einfinden, so besorge ich freylich, daß Sie Ihren Beruf verfehlt haben."

„Ihr Satz (entgegnete Ferdinand nach einiger Zeit mit trauriger Stimme) schien mir im ersten Augenblicke bekannt und halb wahr. Allein, je länger ich ihn überlege, je mehr erschrecke ich vor der unerträglichen Wahrheit und Neuheit, die er allmählig für mich erhält!"

Richard meynte: Allen solchen Ungebührnissen, Sünden und Mißbräuchen, die Ferdinand vorhin geschildert, mit ewiggespitzter Feder und frischem Muth entgegenzuarbeiten — darinn bestehe eigentlich die unerschöpfliche Lust seines Lebens; und daher sey es ihm nun schon zur sichern Gewißheit geworden, daß er

ein, fast allen Richtern und Sachwaltern äusserst verhaßter, aber auch ein gefürchteter, und von den Partheyen stets gesuchter Geschäftsmann seyn und bleiben werde. Auch halte er sich — so lächerlich dieß wohl klingen möge — in seinem Gewissen fest davon überzeugt, daß alle Geschäfte, die er bis zum jetzigen Augenblick unter den Händen habe, gerechte Sachen seyen.

„Ich hoffe, (sagte Ferdinand mit einem Seufzer) daß auch deine sämmtlichen Gegner in demselben Augenblick eben so überzeugt von der gerechten Sache ihrer Partheyen seyn werden."

„Dann erkenne ich sie auch (versetzte Jener) für wahre und redliche Advokaten."

Dieß gab Veranlassung zu einem lustigen Gezänke zwischen beyden Freunden, worein sich auch die Damen mischten.

Sophie reichte endlich Ferdinanden wehmüthig die Hand. „Armer, lieber Freund! (sagte das zärtliche Mädchen) Wie nahe geht mir Ihre Unruhe!" Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und blickte sie lange so gerührt und traurig an, daß zuletzt Beyde ihre nassen Augen nicht verbergen konnten.

„Was meynst denn Du zu der Sache, Caroline?" fragte die Mutter diese, welche sich selten in solche Gespräche mischte.

„Ich würde (versetzte sie schüchtern) Herrn Miller lieber zu einer hübschen friedlichen Dorfpfarre gerathen haben, als zu seinem jetzigen Stande — denn er ist ein wahrer Mann des Friedens." — Sie betrachtete Ferdinanden lächelnd.

„Wie spöttisch! (rief die Geheimeräthin) Beste Caroline — nein, wenn Du dieses satyrische Wesen nicht endlich ablegst" —

Das Mädchen, welche sonst nie auf den Tadel der Mutter achtete, gerieth jetzt auf einmal in ausserordentliche Bewegung, und der schöne Mund verzog sich gewaltsam bebend zum Ingrimme. „Liebe Mutter, (fuhr sie erbittert heraus) ich habe Herrn Miller damit schlechterdings nichts Beleidigendes sagen wollen!" — Ihre Augen funkelten, und indem die Gereizte heftig zu weinen anfing, stand sie rasch auf, küßte die Hand der Eltern und verließ eilend in hochbewegtem Gange die Familie.

„Verzeihen Sie — (sagte der geängstete Ferdinand) ich nehme Carolinens Aeusserung mehr für Lob als Satyre." —

„Ach ja, beste, theuerste Mutter! (flehte die gute Sophie und ergriff ihre Hand) Ach ja — vielleicht ist es so!"

„Ja, ja, für Euch Beyde in Eurer blinden Güte mag wohl alles so seyn! (rief die Geheimeräthin schmerzlich aus) Aber wir kennen dieses Lächeln, diese Reden und diese Thränen besser!"

„Es mag leider wohl seyn! (achselzuckte der Geheimerath, der oft noch Carolinen in Schutz nahm) Aber, gestehe nur immer, mein Kind, daß doch eine gewisse Härte — ich möchte sagen, ein wenig eigne Verderbtheit dazu gehört, um ihre Rede so schnell und bestimmt in Deinem vorhinigen Sinn auszulegen."

„O mein Lieber, (seufzte sie) ich wollte, Du hättest Recht. Aber ach, meine Hoffnungen fangen an zu sinken!" — Sie hob die Augen, wie zum Himmel aufklagend, und schloß die mitleidende Sophie in die Arme.

Unser Freund begriff zwar dieß alles nicht recht. Doch beschloß er, künftig aufmerksamer auf Carolinens Charakter zu seyn, als bisher.

Ihn selbst drückte aber weit mehr, als das, worüber er heute dem Geheimenrathe sein Herz

geöffnet hatte. Denn alles Widerwärtige, Bittere und seinem Gefühl Entgegenstrebende, was er in den täglichen Geschäften fand, konnte er doch seinem theuern Vater zu Liebe überwinden, sobald er seine Arbeiten als ein mühesames, aber nothwendiges und ihm einmal zur Pflicht gemachtes Studium betrachtete. Auch hatte er schon frühe gelernt, unangenehmen Arbeiten mit sicherem Erfolge die Spitze zu bieten. — Allein, seine Wünsche nahmen einen höhern Flug, als der angefangne Geschäftskreis verstattete. Er liebte sein Land, war ein Deutscher und trug in seinem Busen den brünstigsten Willen, seinem Vaterlande zu nützen — ja für ein künftiges deutsches Geschlecht etwas allgemein Gutes und Heilbringendes zu thun. Schon als Knabe, noch mehr auf der Akademie, und besonders während einer nachherigen Reise, die er durch einen großen Theil von Deutschland machte, fühlte er, wie hoch und höher sein Herz sich von diesen Wünschen hob — und er lernte alles und griff begierig nach jedem Stoffe, wodurch er seinem Ziele näher kommen konnte. — Jetzt aber, da es ihm allmählig zur Gewißheit ward, daß er seinen Beruf zum Bürgerleben verfehlt ha=

be, suchte sein edler Geist eifriger als je die Wege auf, welche zu jenen Zwecken hinleiteten, und ihn seiner sittlichen Ruhe wieder entgegenführen sollten. — Er arbeitete fast den ganzen Tag, und wies doch seit einiger Zeit die meisten Geschäfte von sich, die man ihm übertrug.

Richard konnte dieses Betragen nicht begreifen, und fing an, ihn laut zu tadeln. Er selbst verschwieg auch dem guten Vater Miller keinesweges seine gegenwärtige Stimmung. — Der Alte begann zu trauern, verlangte Erklärung über den Zusammenhang der Sache und Eröffnung einer bestimmten Aussicht in die Zukunft.

„Gönnen Sie mir nur noch wenige Wochen — ja nur wenige Tage Zeit (sagte Ferdinand). Erst muß ich beruhigt seyn über meine Bestimmung. Dann aber wandle ich — und mit ewiger Anhänglichkeit und gleichem Eifer — auf meiner einmal betretnen Bahn fort. — Nicht wahr, guter Vater, — gewollt haben muß der Mensch?"

„Das läßt sich hören! (meynte der Alte) Ja — gewollt haben muß jeder Mensch, welchen der Geist zu Etwas antreibt. Du hast

Recht — und ich lasse dich austräumen, wenn du dich jetzt noch nicht weiter erklären kannst."

Marie hatte während dieser Rede ihren Bruder mit Augen voll Liebe und Hoffnung angeblickt. Jetzt umarmte sie ihn schwärmerisch und sagte: „O wie fest glaube ich an Dich, guter Ferdinand! — Mit meinem Blute will ich für ihn stehen, bester Vater, daß er gut und richtig handeln wird!"

„Und Richard (sprach der Vater) ist, wie ich höre, vollkommen zufrieden, und schon tief in seinem Geschäfte?"

„Richard ist höchst glücklich (erzählte Ferdinand). Gestern sagte er mir, er wolle sich je eher je lieber nun gar verheyrathen, um nur recht ruhig sich seinen Arbeiten weihen zu können; und er liebe schon. — Man giebt ihm in der Stadt bereits dieß und jenes Mädchen zur Frau. — Ich erstaune über das alles und habe ihn einen Leichtsinnigen gescholten. Zwar — ich bin noch niemals mit der Liebe bekannt geworden — aber, daß ich in diesem ersten heftigen Drange der Lebensunruhen auch noch Liebe fühlen könnte, das scheint mir wahrhaft unmöglich."

Die Mutter nahm seine Hand. „Und doch,

lieber Sohn, gestehe ich Dir, daß ich nichts so sehr wünsche, als Dich recht bald und glücklich verheyrathet zu sehen." — Er blickte sie überrascht und erröthend an, und sie fuhr wehmüthig fort, indem sie auch den Vater herbeyzog: „Scherzet nicht mit dem Leben, lieben Freunde — es möchte sich sonst an uns rächen! Wähle doch jeden Stand, guter Sohn, der Dir gefällt — wir sind ja Gottlob wohlhabend, und Du bist viel reicher, als Richard. — Noch einmal nenne ich es Uebermuth, wenn Ihr Glück und Leben auf die Probe zu stellen wagt! — Es ist gut, Ferdinand, daß Du studiert und etwas Tüchtiges gelernt hast. Mißfällt Dir aber Dein jetziger Stand — o so ergreife noch heute wieder jenen mit Segen umwundnen Feldstab, der uns so werth ist — schwinge ihn heiter durch Wiesen und Land zum glücklichen Gedeihen, und baue wieder die liebe Erde, wie Deine ehrlichen Väter thaten!"

„Ach ja! (sagte der alte Miller gerührt und drückte sie an sich, und der schöne Sohn verbarg seine Freudenthränen an ihre Brust.) Du bist doch meine brave Beate — und dein Name ist Rechtlichkeit! — Aber, wir wollen unsern Sohn zu nichts überreden, was ihn

viel=

vielleicht nur auf müssige Träumereyen führen könnte — und, liebe Frau, am wenigsten zu unzeitigem Heyrathen! — Laß ihn nur gewähren — ich traue ihm — er macht sicher nichts Unkluges."

Sie trennten sich heiter. — Aber die gute Marie ward von diesem Augenblick an still und traurig.

Einige Tage nachher besuchte die Kronfeld'sche Familie nebst unserm Freunde den Trifthof. Beyde Mütter waren eine Zeitlang allein; und Beate suchte ihr Herz in Rücksicht des geliebten Sohnes zu erleichtern. „Ach, (sagte sie zuletzt) der theuerste Wunsch, den ich für das Leben noch habe, ist der, dieses liebe einzige Kind glücklich verheyrathet zu wissen; aber mein guter Mann, ja oft mein eignes Gewissen tadeln mich deßhalb als unbescheiden gegen die Vorsehung; und so wage ich nicht der süßen Hoffnung Raum zu geben, daß Gott zwey theure Herzen bald nach meinen Wünschen lenken und vereinigen werde." —

Sie seufzte und brach hier die Unterredung

ab, vielleicht, weil sie zu wenig wahres Vertrauen zu der Geheimenräthin hegte, vielleicht auch, weil ihr einfiel, daß die beyden Kronfeld'schen Töchter sich jetzt im anstoßenden Kabinet befanden.

Diese hatten wirklich das vertrauliche Gespräch mit angehört. Sophie ward zuletzt auf einmal hochroth, und Caroline betrachtete die Schwester mit ihrem gewöhnlichen Blick und Lächeln. „Du glaubst wohl, (sagte sie dann ernsthaft) die Alte meyne Dich? — Damit Du indessen nicht zur Närrin wirst — und, Schwester, damit Du erkennst, daß ich Dich dennoch liebe, so sage ich Dir, daß ich dieses zwar selbst glaube; aber — Du siehst und weißt wohl noch nicht, daß Ferdinand Marien liebt, und sie ihn?"

Sophie seufzte tief und umarmte ihre Schwester. „Nein, (rief sie) ich liebe ihn wohl noch nicht — aber, es hätte geschehen können — ich danke Dir, Schwester!"

„Wie hätt' es geschehen können? (fragte Caroline, bitter verweisend) Nimmermehr! — Du weißt, daß ich Marien nicht gut leiden mag. Aber, laß sie auch einmal ganz aus dem Spiele — nimm den allerbesten Fall

für Dich an: so hättet Ihr einen Monath lange erträglich zusammen gelebt, und wäret im zweyten Beyde vor Langerweile gestorben! — Und ausserdem — höre, versprich mir vor allen Dingen, daß Du von dieser Sache gegen Jedermann ewig schweigen willst!" — Sie mußte es ihr in die Hand geloben.

„Da bringen wir Euch das beste Mädchen auf dieser armen Erde!" rief hier der lustige Richard, indem er und Ferdinand Marien, die einen Teller mit Backwerk trug, hereinführten. Marie schlug die Augen nieder.

„Du sprichst einmal — (sagte Ferdinand) wenn ich auch von aller Galanterie abstrahiren will — höchstverwegen! Sie glauben mir gewiß, daß ich Sie Beyde für recht herzlich gut halte." —

„Nein, wirklich, Ferdinand?" fiel Caroline heiter ein. — Er und seine Ehrlichkeit waren zum Sprichwort unter ihnen geworden.

„Denn Sie wissen, (fuhr er gutmüthig fort, und drückte die Hände der Schwestern) daß ich es immer wahr und redlich meyne. — Aber soviel ist freylich in Richards Behauptung richtig: Besser — nein, betrachten Sie nur selbst dieses holdselige Angesicht — besser ist

wohl kein Mädchen auf Erden, als meine liebe, liebe Marie!"

„Es ist wahr, Marie, (sagte Caroline aufmerksam, und streichelte ihr die Wangen mit Wohlgefallen) wenn Du so traurig und still bist, wie heute, so siehst Du aus, wie die Frömmigkeit selbst, und ich könnte Dich ordentlich lieb haben!" — Marie, die solche Reden aus diesem Munde nicht gewohnt war, blickte schüchtern zu der furchtbaren Caroline empor und wagte es, ihren schönen, sonst ewig unnahbaren Rosenmund zu küssen, und fühlte in Carolinens leiser Erwiederung eine nie empfundene Liebe.

„O meine liebste, beste Marie, sey doch heiter!" rief Sophie und schloß sie mit Wehmuth fest an ihr Herz.

„Ich bin es ja! (flüsterte Marie lächelnd, wie unter Thränen hervor) Aber Ihr beschämt mich — und ich fühle wohl, daß ich noch nicht so gut bin, wie Ihr alle von mir glaubt."

„Wissen Sie wohl, Ferdinand, (sagte Caroline heimlich) warum Ihre Mutter mir so sehr gefällt? Bloß deßwegen, weil sie Marien dennoch immer so zärtlich liebt, und ihr Gutes thut."

„Warum sagen Sie „dennoch"?" fragte er nachsinnend.

„Wer wird immer fragen!" fuhr sie ihn schnippisch an und ging bey ihm vorüber.

„Sie denkt aber auch von Niemand gut — (murmelte Ferdinand aufgebracht) nicht einmal von diesem reinen Engel!"

Auf dem Heimwege, den er mit Richarden zu Fuße machte, konnte er sich nicht enthalten, Carolinens Aeusserung über die liebenswürdige Marie seinem Freunde mitzutheilen; welcher denn ebenfalls darin sogleich einen bösartigen Seitenblick fand. „Siehst Du wohl, (sagte er mit schmerzlichem Zorne) daß ihr Charakter Flecken hat? Und doch nimmst Du sie noch immer und überall in Schutz? — Eins an ihr ist übrigens mir und der Mutter noch fürchterlicher, als alles dieß — ihr Geiz und ihre Habsucht! — Die mitleidige Sophie giebt sich stets arm. Aber sie — glaube mir nur, sie muß viel Geld gesammelt haben. Doch sie hält alles so fest unter Schloß und Riegel, daß niemand ihren Schatz berechnen kann. — Erinnerst Du Dich noch von neulich her des armen Mannes, dem Sophie alles gab, was sie hatte, und dem Caroline drohte, sie werde

nach der Polizey schicken, und in Deinem Beyseyn mit dem finstersten Ernst erklärte, sie gebe dergleichen Bettlern nie einen Heller?"

„Ich halte sie dennoch nicht für geizig — (sagte Jener) aber freylich — für eine sehr gute Wirthin. Auch ist ja ihr damals geäusserter Grundsatz, der unsrige — und ich wünschte nur, daß alle Menschen nach der Polizey schickten." —

„O, so klug ist sie wohl, daß sie sich jenen Satz gemerkt hat, um ihren Geiz dahinter zu verstecken."

„Klagen die Dienstbothen über ihren Geiz?"

„Nein — und das ist mir selbst unbegreiflich. Die sämmtlichen Leute murren niemals über sie. Ja ich habe diese überhaupt nur einigemal, bey Hauptaffairen mit dem Gesinde, lächelnd und entschuldigend zur Mutter sagen hören: Ey nun, die Mamsell ist manchmal auch wunderlich! — Aber — warst Du nicht letzthin dabey, als sie Sophien über ihren Anzug so gut als öffentlich verhöhnte? Was war das?"

„Du hast Recht, (antwortete Ferdinand mißmüthig) das war unbegreiflich hart — und ich konnte sie nur mit der Absicht entschul=

digen, die Schwester von jeder Nachlässigkeit dieser Art auf immer zu heilen, welches freylich wohl sicherlich geschehen ist. Was aber überhaupt diesen Punkt betrifft, so mußt Du gestehen, daß sie stets als die Ordnung und Reinlichkeit selbst erscheint — und es ist leicht möglich, daß die Kosten für alles dieß auch wirklich ihr ganzes Taschengeld wegnehmen, wie sie Dir einmal gesagt hat. — Welcher reizende und geschmackvolle Sinn ist in ihrem Anzuge!"

„Eitelkeit! (rief Jener.) O hätte sie doch nur Etwas von Sophiens Güte — und Sophie noch Etwas mehr von ihrer schönen Gestalt!"

„Werde nicht ungerecht, Richard! Ich nenne das noch nicht Eitelkeit, wenn Caroline den glanzvollen, schönbelebten Alabaster ihrer prächtigen Arme nach Verdienst mit Geschmeide, und die reizende Hand mit köstlichen Ringen schmückt und hebt — den Reichthum der Haare in die anmuthigsten Wallungen zu ordnen sucht — oder die schneeweisse Seide an dem kleinsten und üppigsten Fuße, den man sehen kann, noch mit goldnem Schnurwerke ziert. — Sie ist das alles ihrer eignen Schönheit unnachlaßlich schuldig — dieser Schönheit, die mir immer

wieder neues Vertrauen auf sie giebt! — Glaubt mir nur, Ihr selbst habt sie bitter gemacht, und werdet ihr einzig durch Vertrauen und Güte ihre Liebenswürdigkeit wiedergeben können."

„Leider wirst Du bald einsehen, (murrte Richard) daß die Mutter und wir alle sie viel zu gütig behandeln."

Unserm Ferdinand giengen diese Uneinigkeiten der Familie recht sehr zu Herzen. Carolinens Betragen beunruhigte ihn — er wußte nicht, warum? — so innig, als wäre sie seine eigne Tochter. Sophie, der er sich, bey ihrer unverkennbaren Gutherzigkeit und Liebe zu ihm, doch niemals nahe gefühlt hatte, ward ihm jetzt wegen ihres sanfteren Betragens täglich werther. Der Gedanke an das Mißverhältniß zwischen den drey Frauen drang sich ihm überall auf und störte ihn seit kurzem sogar in allen seinen Geschäften.

Mühevoll und unruhig waren jetzt seine Tage, und erst gegen Abend erheiterten sie sich. Am liebsten schlich er dann auf die Anhöhen um die Stadt her, legte sich ihren Thürmen

oder seinem geliebten Trifthofe gegenüber, und las die Sachen, die er am Tage niedergeschrieben hatte, um nun darüber zu träumen. Denn seine Praxis — ruhte.

Kam ihm ein Geschäft vor, das er, aus Besorgniß es möge in schlimme Hände gerathen, nicht von sich zurückweisen wollte, so bat er Richarden so lange um Hülfe, bis dieser Rath schaffte. Der mit Arbeiten überladne Freund verlangte endlich von seinem Vater, er möge mit dem alten Miller einmal ernstlich über seinen Sohn sprechen. „Ferdinand vernachlässigt sich ganz — (sagte er) und Manche tadeln und belachen, Manche bemitleiden ihn schon — es muß bald anders mit ihm werden."

Einst begegnete Caroline dem Zerstreuten, als er in das Zimmer ihres Vaters wollte. — „Sie sehen blaß und verstört aus, Ferdinand!" sagte sie.

„Es ist nur eine verdrießliche Sache, die mir im Kopfe spuckt," entschuldigte er, und eilte zum Geheimenrathe. — Als er wieder gieng, öffnete unten Caroline ihr Zimmer und bat ihn, einzutreten. „Ferdinand — (sprach sie mit einer ungewöhnlich weichen

Stimme) Ihr Aussehen gefällt mir heute nicht. Warum wollen Sie sich zu Grunde richten? Sie sind jung genug; wählen Sie noch jetzt den geistlichen Stand — oder jeden andern, der Ihnen werth ist. — Mögen Sie Selbst auch meinen Wunsch für Spötterey halten, wie neulich Andere thaten — machen Sie sich nur nicht selbst elend!" — Er sah, daß in ihren Augen sich zwey Thränen bildeten, und es ward ihm jetzt klar, daß die Mutter sie damals dennoch verkannt habe.

„Beste Caroline, ich habe niemals geglaubt, daß Sie über mich spotteten; ich, der schon als Kind Ihnen ewig so gut, so gut war — wie könnte ich wohl jetzt an Spott von Ihnen, und nicht immer noch einzig an Sie selbst glauben! — Aber, sorgen Sie nicht um mein Schicksal, gutes Mädchen — denn seit ehegestern bin ich endlich mit mir selbst einig!"

„Gewiß?" sagte sie blöde und lächelte mit einer gewissen zärtlichen Bitterkeit zu ihm herüber, indem ihre Thränen vollendet an den Wimpern hiengen.

„Wie innig diese gütige Sorge für mein Heil mich rührt!" sagte er und küßte ihre süßen Augen. Sie hatte erst Kraft, ihm zu

widerstehn, als ein tiefeinschlürfender Kuß sich zwischen jenen blühenden Lippen einstahl, deren Hohnsprechendes nur er allein noch nie hatte wahrnehmen wollen, und die jetzt, vom süßen Kusse süßerbebend, sich zu schließen strebten, indem das aufzitternde Mädchen den Kühnen scheu und erschrocken von sich drängte. „Nein, Ferdinand — (sagte sie in glühender Röthe, und die Stimme brach ihr vom gewaltsamen Emporwallen des leidenschaftlichen Busens) Sie müssen nicht falsch seyn, Ferdinand — Sie nicht!" — Ihr Auge wandte sich unwillig von ihm.

„Aber! Gott, was sagen Sie da, Caroline!"

Sie öffnete ihm die Thüre ihres Zimmers. „Meine Mutter wird im Augenblicke hier seyn. Und — hören Sie, Ferdinand — Sie sollen mein Zimmer nie wieder betreten!"

Sie schien zuletzt einen gewissen Schmerz mit Gewalt zu verbeissen — und er konnte sich, bey Anwendung seines ganzen Scharfsinnes, ihr seltsames Wesen nicht erklären. — Unruhig eilte er durch die Straßen. Einen Augenblick sprach er noch bey Richarden an und bat diesen ängstlich um Besorgung eines

unangenehmen Geschäftes — und dann — dann schien er plötzlich ein ganz andrer Mensch, als der, welcher zu Richarden eingegangen war. Höchstgemüthlich schlich er durch das Thor, dem Triftthofe zu, gieng um den Finkenhauk herum, wandte sich dann nach der andern Seite der Stadt, und gelangte bald auf eine zum königlichen Parke gehörige Waldanhöhe, wo man die herrlichste Aussicht tief in das Land hinein genoß, und wo er jetzt fast alle schönen Abende hinbrachte. — Er setzte sich auf die hübsche Rasenbank vor dem Walde, zog seine seit ehegestern vollendete Arbeit hervor, las sie wieder, fand alles vollendeter als er es sich bis jetzt gedacht, entzückte sich in ihren Ideen, berauschte sein Herz im Glück und Wohlstande des Vaterlandes, und sah unter Wonneschauern über die Landschaften desselben hin.

Aber, da in dieser Stunde das Schicksal unserm Helden gegenüber einen unerwarteten Schlag bereitet, der für die künftige Richtung und das Glück oder Unglück seines Lebens entscheidend seyn wird, so ist es jetzt Zeit, daß wir vorher die vermuthliche Frage unsrer Leser kürzlich beantworten: Was es denn eigentlich war,

das unser Freund zum Heil seines Vaterlandes ersonnen hatte?

Ferdinand wollte seine Gedanken über den Sinn des Deutschen für sein Vaterland öffentlich sagen, und zugleich ein sichres Mittel angeben, diesen Sinn zu wecken, von dem politischen Wechsel unabhängig zu erhalten und zum Gemeingeiste zu erheben.

Deutscher Sinn erforderte nach seiner Meynung den wahren Weltbürgersinn, in der den Deutschen eignen Sprachform gedacht, gefühlt und geübt. Den wahren Weltbürgersinn setzte er in dem die Selbstsucht des Menschen beherrschenden Sinne für die Mitwürkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschlechter *).

*) Wir bedienen uns getrost des herrlichen, aber vormals etwas verrufnen Ausdrucks „Weltbürgersinn," weil er uns hier der richtigste scheint. Die Mode oder Zeit ist ja vorüber, wo man sich einen Weltbürger oder Cosmopoliten nannte, um alle nähern Verhältnisse, als zu eng für diesen Gesichtspunkt, zu verach-

Einen einzigen politischen Seitenblick mußte er hier auf die Ereignisse der Zeit werfen. Hiervon befreyte er sich durch Folgendes.

„Alle die, sagte er, welche seither die Deutschen zu einer Nation geformt haben wollten, wußten von jeher nicht, was sie wollten. Das Nationale, welches sie meynen, besteht ja bey jedem Volke fast einzig in seinem Komischen und Abscheulichen. Je mehr ein Volk oder eine Anzahl von Völkerschaften sich von diesem Nationalen entfernt und über dasselbe erhebt — je reiner der Weltbürgersinn ist, in dem es auf die Menschheit würkt — je höher und heiliger wird seine Stufe in der Geschichte."

„Alle Veränderungen im Personal der deutschen politischen Gewalt und Gewalten — alle dreyßigjährigen Kriege, Verheerungen und Unterjochungen unter Scepter und Gesetze der Fremde, sind der Substanz des deutschen Gemüthes, wo nicht völlig indifferent, doch so unschädlich, wie Gewitter der Substanz unsrer Erde; — so lange nem-

ten, und sich für nichts eigentlich zu interessiren, weil man die ganze Erde im Herzen zu tragen sich das Ansehen geben wollte.

lich der Deutsche seine Sprache und Denkform so vollständig behält, wie die Erde ihre Atmosphäre."

Sprache nahm er hier in einer so weiten Bedeutung, daß er darunter nicht nur die eigentliche Sprache, sondern auch alle übrigen Aeusserungsmittel des Denkens in Zeichen und in der Kunst, verstand, und daher die Ausdrücke „deutsche Sprache, deutsche Sache, deutsche Denkart, deutsche Denkform und deutscher Sinn" oft als gleichbedeutend gebrauchte.

„Selbst seinen politischen Namen kann der bezwungne Deutsche ändern müssen, ohne daß dadurch die deutsche Sache gefährdet wird; sobald ihm nur der Beyname „deutsch" der Sache nach, d. h. so bleibt, daß dieser Beyname zugleich seinen wirklichen Fortbesitz der eignen Sprache anzeigt. — Das Erpichtseyn vieler von unsern sich so nennenden Patrioten, auf die Erhaltung der Namen „Deutschland" und „Deutscher" ist eine nationale Eitelkeit und Inkonsequenz zugleich. Wollten sie sich nicht mit der Sache begnügen, so müßte ihnen doch ein Blick in die Geschichte Trost für ihre Ziererey gewähren, wo die Reputation

obiger Namen, ohne ihr Zuthun, schon långst gemacht, und so gemacht ist, daß kein Sterblicher sie zu vertilgen vermag. Und — haben denn etwa diese Patrioten, diese Wiener und Berliner, oder Dresdner und Münchner „Deutsche" bisher einander für wahre Deutsche gehalten? — Und waren denn diese „Deutsche" etwa wirkliche Deutsche? — Ach nein, sie hielten einander für Oesterreicher und Preussen, oder für Sachsen und Baiern! Und, das waren sie denn auch! — Es ist dieß ein sehr alter Schaden, den die Geschichte bis hoch in die besten Zeiten des deutschen Reiches hinauf zeigt, den weder der gemüthvolle Kaiser Joseph der Zweyte, noch sein mächtiger Gegner Friedrich der Zweyte, heilten, und der durch unsre neuesten Kriege sich nur von neuem geöffnet hat."

„Die wahren Deutschen sollen immer erst noch (durch Erziehung) geboren werden. — Man erziehe sie doch in ihrer Sprache zu jenem Weltbürgersinn! *) Dann

*) Lieben Brüder! Das Reich des deutschen Genius ist, so wenig wie das Reich Gottes, von dieser Welt. Drum gebt Euch doch endlich einmal über die geringe politische Bedeutsamkeit

des

werden sie erscheinen, als Deutsche. Dann werden manche Bewohner von Mainz und Mietau ächtere Deutsche seyn können, als selbst manche Leipziger; und alles Handeln wird sich dann von selbst finden; denn alle Deutsche werden sich im Aeußern lieben müssen, weil sie einerley innere Sache haben, einerley innere Bildung besitzen, und Ein großes geistiges Volk, Eine geheiligte Nation von Seelen bilden, der sich alle übrigen vermählen werden."

Nun kam unser Ferdinand auf eine wichtige und für jedes deutsche Herz tröstliche prophetische Unterstellung. Er nahm es als eine moralische Unmöglichkeit an, daß die deutsche Sprache jemals untergehen könne. — Diese Unterstellung leitete er aus dem Uebergewicht, aus dem sichern Siege und ewigen Fort-

des guten Deutschlandes zufrieden! Die ächte Bestimmung und Tendenz des deutsch redenden Volkes ist: Bewahrer des heiligen Feuers unter den Menschen zu seyn, und jeden Funken der reinern und höhern Menschlichkeit — unter welchem Himmelsstriche, von welchem Heerde, selbst aus welchen unreinen Schlacken er auch emporsteige — mit jener schönen Flamme zu vereinigen.

schreiten des Guten und Rechten unter der Menschheit, als Masse betrachtet, her. — „Eine Sprache, (sagte er zuletzt) deren reiner Springquell das Gemüth des Menschen ist — eine vollkommne Grundsprache, in deren ungeheuerm Umfange der Weltbürgersinn gleichsam wie in den freyen Lüften seines großen Vaterlandes athmet und sich bewegt — eine Sprache, die oft mit größter Unbefangenheit das Beste aller übrigen in sich aufnimmt, damit spielend, es in geschmackvoller Form sich einverleibt, dann, dadurch bereichert, oft auch alles Fremde wieder von sich thut, und in beyderley Zeitpunkten doch nie Etwas von ihrer eigenthümlichen Reinheit verliert — eine Sprache, die schon jetzt alle übrigen vollkommen ersetzt, (was keine andere, und selbst die beste doch immer nur mit Ausnahme der Deutschen, vermag) und für deren, vielleicht unergründlichen und nie sich schließenden, Reichthum dennoch alljährlich aus Kunst und Wissenschaft neue Quellpunkte aufspringen — die, wenn wir bescheiden reden wollen, in Rücksicht der Selbstprodukte aller Art, bisher wenigstens hinter keiner andern Sprache zurückgeblieben ist — die alles, was auf Erden bis jetzt wahr, schön

und gut genannt werden kann, so wie das Ganze, zu welchem Wissenschaft, Kunst und Religion unter der seitherigen Menschheit erwachsen sind, vollständig und in stetem Mitwachsthum aufgenommen hat und umfaßt — deren eigne und eigentliche Reichthümer für die Angelegenheit des Menschen aber nur durch sie selbst zugänglich sind, und nie an andere Sprachen veräußert werden können — eine solche Sprache kann unmöglich untergehen — ja sie würde und müßte einst (in jenem künftigen Jahrtausend, welchem die unglaubliche Mißgeburt einer allgemeinen Sprache vorbehalten seyn mag) zur allgemeinen erhoben werden. — Und, sollte sich in irgend einem Zeitraume der Zukunft eine Sprache und Sinnesart erheben, die wirklich besser als die deutsche wäre, — ja, dann müßte freylich die deutsche Sache mit ihrer bis jetzt erlangten Reputation sich begnügen und freywillig in ihr Grab steigen. Denn, wollte sie nicht dem Bessern weichen und sich zu Gunsten der menschlicheren Form durch freywillige Verschmelzung mit dieser selbst hinopfern, so fehlte ihr ja der Weltbürgersinn, sie wäre schlecht, nichtswürdig, und hätte ihre Vertilgung von der

Erde so vollkommen verdient, als es gewiß ist, daß eine solche allgemeine Sprache sich nur einzig aus der deutschen bilden könnte, und daß z. B. in Frankreich — wenn ein Genie, wie Kaiser Napoleon, seinen Heldenlauf bereits früher hätte beschließen, und statt dessen einzig den Kreis des Gesetzgebers und Gelehrten wählen wollen — jetzt schon längst die deutsche Sprache in allen Schulen gelehrt, und dort zur allgemeinen gelehrten Sprache erkoren seyn müßte. — An all diesen Behauptungen kann übrigens nur ein unwissender, oder ein solcher engbrüstiger Deutscher zweifeln, welchem der Zeitraum weniger bisherigen Jahrhunderte zur Unterdrückung einer für die Menschheit guten und großen Sache hinreichend groß und überhaupt bedeutend scheint."

Sein Hauptsatz war diesemnach der: „Erschafft euch nur selbst erst zu wahren Deutschen; so werdet ihr leben. — Daß dieß durch die Erziehung geschehen müsse, sieht Jeder sogleich selber ein. Es geschehe aber durch die Erziehung der jungen und erwachsenen Kindheit!"

„Jede, auch die kleinste Gemeinde des deutschen Volks muß durch eine eigne Erziehungs-

anstalt in den Stand gesetzt werden, alle ihre Glieder, die es bedürfen, in deutscher Sprachform zu der deutschen Sache, und zwar bis zur fertigen und vollkommnen Ausübung derselben, erziehen zu lassen."

„Hierzu wäre eine Erweiterung unserer Schulen wohl hinlänglich, wenn diese überall in gleich gutem Zustande, und wenn dergleichen Erweiterungen ohne neuen Geldaufwand von Seiten des Staates möglich wären."

„Es muß daher ein Mittel zu ganz neuen Einrichtungen, mit welchen man unsre Schulen in der Folge vereinigen und verschmelzen kann, ausfündig gemacht werden. Ein Mittel, das still und sicher allein aus sich selbst hervorwächst — das für jede deutsche Gemeinde paßt, ihre Blicke und Kräfte auf einen gemeinsamen Zweck hinrichtet und in Rücksicht des Geldgewinnes von sicherer Würksamkeit ist — das schon in seinen eignen Bestandtheilen jenen lebendigen und übsamen „Sinn für die Mitwürkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschlechter" mit sich führt, — und dessen erste Anfänge sich, wo möglich, auch wieder durch unsre schon jetzt bestehenden Schulen bilden können."

Dieses Mittel glaubte er in der Erweiterung und bessern Pflege des deutschen Obstbaues gefunden zu haben.

Er kam nun insbesondere auf sein Vaterland zu reden, und bewies, daß man in diesem Königreiche noch mehr als fast in allen übrigen deutschen Gegenden den Obstbau vernachlässige. Die vielen unübersehlichen fetten Getreideflächen des Vaterlandes schienen ihm fruchtbare, aber schweigende Oeden, die jeder edle Mensch erst noch durch duftendes Blütengebüsch, lustige Rebenhügel und liebliche, von der Last goldner Früchte wankende, Baumgruppen bevölkert zu sehen wünschen müsse; zumal, da unser bis auf's Höchste getriebner Getreidebau dennoch nirgends zureichen wolle. Brod und Sicherheit müsse der Staat jedem Bürger, der beydes verdiene, gewähren, weil der Edle stets in gerechten Unwillen, der politische Lump aber in Wuth gerathen werde, sobald er sein und der Seinigen Leben mitten im Staate gefährdet sehe; wovon sich doch in Deutschland noch alljährlich Beyspiele ereigneten. — Da nun die Sorge dieses zerstückelten Landes von Zeit zu Zeit auch noch durch das fürchterliche Gespenst der Fruchtsperre (deren Schädlich-

keit er auseinander setzte) vermehrt werde — da der Wucher, und der Mißbrauch des Getreides durch muthwillige Viehmastung, Brandtweinsbrennereyen u. s. w. bis jetzt noch keine Abstellung gefunden — da auch die Erfahrung über die Unzulänglichkeit und Schwäche der Getreidemagazine, selbst in Staaten erster Größe, sobald allgemeine Noth eintrete, entschieden habe — so müsse der Patriot auf die Ausmittelung reichlicherer Brodsurrogate sinnen, als wir bisher betrieben — solcher, die des Menschen ausschließliche Kost bezweckten, die ihm die Natur selbst zunächst als seine Nahrung angewiesen, die jedem deutschen Lande und besonders dem Vaterlande einheimisch, allgemein beliebt und gesund seyen, auch mit wenig Mühe und Kosten, lediglich durch eigne innre Kräfte, ohne Verdrängung anderer Produkte (welche Forderung der Kartoffelbau gar nicht gewähre) gewonnen werden — also eine wahre und heilsame Vermehrung der Kost des Menschen leisten könnten: wie eben das Obst.

Nun ließ er sich auf die Berechnungen und Gegenberechnungen verschiedner Pomologen und

Landwirthe ein; und blieb zuletzt bey folgender stehen, welche ihm die richtigste schien — die den jungen Nachwuchs und das Abstämmige mit in Anschlag brachte, eigentliche, einzeln oder in großen Gruppen angepflanzte Feldbäume annahm — wobey der deutsche Zwetschenbaum (mit Rücksicht auf seinen geringern Umfang, öftern Ertrag u. s. w.) mit dem Birn- und Apfelbaum schon ausgeglichen war, die endlich, nach Vergleichung verschiedner deutschen Gegenden, in ihren Unterstellungen auf sieben Jahre Ein sogenanntes volles Obstjahr austheilte, und welche am Ende dieses Resultat gab: „Wenn ein Ort bey einer Flur von 3000 Morgen Land und einer Volksmenge von 600 Seelen, 6000 Obstbäume besitzt, welche durch richtige Nachpflanzung und Pflege in beständigem rechten Zustande gehalten werden, so wird diese Einwohnerschaft sich eines jährlichen Ertrages von wenigstens 1125 Maltern *)

*) Wenn man das Malter gutes Korn (Rocken) zu 230 Pfund Nürnberger Gewicht rechnet, so geben 375 Malter getrocknetes Obst, nach den Preisen unserer Jahre angeschlagen, einen Geldwerth von circa 4500 fl. Rheinl., wobey das Malter Obst (von allen Sorten) zu 128 Pfund gerechnet ist.

an frischem, oder etwa 375 Maltern an getrocknetem Obst erfreuen. Hiervon wird die Haushaltung eines verheyratheten Mannes mit 4 Kindern zu geniessen haben: 1) entweder 45 fl. Rheinl. am Geldbetrage, oder 2) 11$\frac{1}{4}$ Malter frisches Obst, oder 3) 3$\frac{3}{4}$ Malter (480 Pfund) getrocknetes Obst; — also wirklich ungefähr ein Drittheil ihrer täglichen Nothdurft an Speise. — So gewiß es übrigens wohl seyn mag, daß dieses Resultat sich fast in allen Gegenden Deutschlands, die zum Obstbau geeignet sind, noch beträchtlich erhöhen wird, und daß in allen fruchtbaren Länderstrichen unsers Vaterlandes auch 3000 Stück Obstbäume schon mehr als dasselbe Resultat geben müssen, so sehr ist es doch Pflicht, daß man bey einer solchen höchst schwierigen ersten Berechnung alles blos Wahrscheinliche dem Sichern überall aufopfere, da hier aller Orten die verschiedensten Dinge zu berücksichtigen sind. — Soviel wird indessen wohl jeder Getreide- und Obstkundige, der Deutschlands Boden und Klima auch nur obenhin kennt, sicherlich einsehen, daß im Durchschnitt auf jeder Flur von 3000 Morgen Land immer noch 6000 neue Obstbäume stehen

können, ohne den Getreidebau zu geniren, und daß der Ertrag von 600000 Stück in ewig gutem Stand erhaltnen Obstbäumen dem jährlichen Gewinne von 20000 Maltern Korn in jeder Rücksicht und Benutzungsart wenigstens gleich seyn muß. Wer aber in jedem Kreise von 60000 großen und kleinen Menschen alljährlich (im Durchschnitt eines sogenannten gemeinen Jahres) so viel neue und feinere Speise auszutheilen vermag, als 20000 Malter Brodfrucht geben — der hat diesen Menschen und ihren Nachkommen auf immer geholfen, mehr gethan, als alle Getreidemagazine jemals zu leisten vermochten, und seinen Staat von der Sorge für diese äusserst lästigen Einrichtungen befreyt. — Und dieß vermag ein jeder deutscher Fürst, dem es mit dem Wohlstande seiner Unterthanen ein wahrer, recht herzlicher Ernst ist."

Hier hatte er noch einige Bemerkungen über den gesunden Nahrungsstoff des Obstes eingestreut, und war der Meynung, daß die Kinder des deutschen Landmannes wohl ein solches Nahrungsmittel verdienten, das feiner sey als Brod und Kartoffeln — „dieses Brod, nach welchem das Kind den ganzen Tag schreyt,

das ihm die Eltern nie versagen zu dürfen glauben, durch dessen groben Nahrungsstoff und allzuhäufigen alleinigen Genuß so manche zarte Gestalt sich frühe zum dickbäuchigen Unform und ungestalteten Zwerge frißt! Mit einem Pfund getrocknetem Obste würden die Eltern oft sogar weiter ausreichen als mit anderthalb Pfund Brod, da das Kind niemals viel, sondern nur oft Etwas zu essen verlangt und bedarf."

„Eine einzige obrigkeitliche Verordnung an die Geistlichen des Landes zu Abhaltung einer dem Sinne der obigen Gedanken gemäßen Predigt über die Pflicht des Menschen, für seine Mitwelt und Nachkommenschaft zu sorgen, nach welcher sogleich alle Schullehrer jedem ihrer Kinder den Auftrag ertheilten, daß es künftig von allem genossenen guten Obste die besten Kerne sorgfältig sammle und dem Lehrer zuliefere — ein solcher Befehl würde schon im ersten Jahre den ganzen Staat mit gutem Samen überflüssig versehen. — Und, so wenig der köstliche Same kostet, so leicht wird sich auch ein wohlverzäuntes Plätzchen zu seiner Saat und der künftigen Baumschule überall ausmitteln lassen, da eine Gemeinde

ohne einiges Grundeigenthum kaum gedacht werden kann."

„Allein, mit diesem ersten Anfange muß nun zugleich in der Schule der neue Lehrer auftreten, den wir den Aufseher nennen wollen, und dessen täglicher Unterricht erst anfängt, wann der Sprach- und Religionsunterricht des Schullehrers geschlossen ist. — Jedes Schulkind muß nemlich angehalten, und mit der nachhaltigsten Strenge dazu gewöhnt werden, daß es täglich wenigstens eine Stunde lange — vor oder zwischen dem Schulunterricht — auf irgend eine Art für das Beste seiner Gemeinde und des Staats mitwürke und arbeite."

„Je weiser, talentvoller und besser die Person dieses Aufsehers ist, je schicklicher wird er zu seinem Amte seyn. Dieses wird sich fast nirgends mit der Person des bisherigen Schullehrers vereinigen lassen, da dem letztern wohl selten noch einige Zeit übrig bleibt, wenn er sein ohnehin müheseliges Geschäft pflichtmäßig besorgen will. Eher würde es in wenigen einzelnen Fällen vielleicht mit dem Amte des Predigers vereinbar seyn. — Ein bloser gebildeter Landmann ist indessen allerdings im

Anfange dazu schicklich, wenn er zugleich auch bildsam in Rücksicht der zukünftigen weitern Selbstfortschritte ist. Man wähle aber nur stets den Trefflichsten und anerkannt Besten in der Gemeinde — ein solcher wird sich dann gewißlich bald selbst zum Baumkundigen, und zu allem Uebrigen bilden, was seine Instruction ihm zur Pflicht macht, die man ja vollständig genug geben und drucken kann."

„Nach den täglichen Schulstunden läßt der Aufseher den Schulsaal zum Arbeitssaale einrichten, worinn er alle die Kinder, deren Fleiße, Geschicklichkeit oder Treue in den aufgegebnen Arbeiten man noch zu wenig trauen darf, um ihnen dieselben mit nach Hause zu geben, unter seiner Anführung und Aufsicht das, was er für sie bestimmte, oder sie selbst sich auswählten, arbeiten läßt, und (je nachdem ihre Dienste und Arbeiten geartet sind) das Geleistete untersucht, Arbeiten und Beyträge in Empfang nimmt, und Befehle dazu austheilt, unterrichtet, sich Rechenschaft und Bericht abstatten läßt, freywillige Gaben annimmt, aufbewahrt und verwendet, Strafen und Lob austheilt, erinnert und ermahnt; über dieß alles aber mit jedem Kinde besondre schriftliche Rechnung

wegen des Betragens und der Leistungen desselben hält, welche Rechnung des Kindes sich aber nun fort in die Jahre des Jünglings und Mannes erstreckt, und erst mit dem Tode des Greises schließt. Diese Rechnung wird dem Kinde alljährlich wenigstens viermal vorgehalten; und aus ihr wird die Entwicklung seines Menschenwerths für den Staat erkannt und belegt werden können."

Hierinnen setzte nun Ferdinand die Erziehung zu seinem Weltbürgersinn in deutscher Sprachform. Die Schätze seiner „Sprache" (wir wissen schon, was er alles unter diesem Ausdrucke begriff) sollten nach und nach allen Classen bis zum tiefsten Grunde aufgeschlossen — deutsche Sache und That sollten bey dem Unterrichte gleich anfangs wirklich ausgeführt und geübt werden. — Seine Meynung über die Methode, (wovon er nur die Hauptgrundsätze angab, und übrigens auf unsre Philosophen und Pädagogen verwies) gehört nicht hieher.

„Außer jenen Stunden (fuhr er jetzt weiter fort) hat dann der Aufseher alle aufgegebnen Arbeiten an Ort und Stelle nachzusehen und zu leiten."

„Was die Arbeiten und Beyträge zum allgemeinen Besten selbst betrifft, so müssen diese vorerst auf Geldverdienst und andere Bereicherungen für das Ganze gehen, und können von so verschiedner Art seyn, als die Kinder selbst. Je nachdem nemlich diese schwach oder stärker, arm oder reich, klein oder groß, männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, u. s. w. lasse man sie spinnen, stricken, zupfen, nähen, Samenfrüchte rein lesen, Körbe und Hürden flechten, Wanderstöcke zubereiten, allerley Schnitz- und Spielwerk machen, Besen binden, Gabeln, Stiele, Rechen fertigen, Land umhacken, jäten, Ungeziefer vertilgen, graben, pflanzen, begießen, hüthen, wachen, Aufsicht halten, den Kleinern Unterricht geben, Wege bessern, Botendienste verrichten, allerley köstliche Kräuter, Blüten, Blumen und Wurzeln einsammeln und trocknen, Morcheln, Hagebutten, Schlehen, Wachholderbeeren, Heidelbeeren u. s. w. suchen und zum Verkaufe zubereiten, Dünger von den Straßen sammeln, Nüsse, Eicheln, Bücheln und Holzsamen aller Art eintragen und reinigen, Dornen und Leseholz, Lesefutter, Laub, Stroh, Lesefrüchte und alles, was meistens in einer Flur sonst zu

Grunde geht, auffsuchen und in Sicherheit bringen, durch Lohnverdienste, Artefakte und kleine Handelschaften Geld für die gemeine Kasse erwerben. — Die reichen Kinder ermuntre man zu Beyträgen an Kartoffeln, Samen aller Art, Holz, Werkzeug, Dünger, Futter, Stroh, Brod und andern Nahrungsmitteln zu Erquickung der ärmern Kinder bey ihrer Arbeit, Flachs, Garn, Geld, Wolle u. s. w.; durch welche kleinen Beyträge diese aber keinesweges von dem eigentlichen Arbeiten frey werden, da ja der Reiche auch mehr vermag, als der Arme."

Durch dieses Verfahren, welches, wie er glaubte, mit jedem Jahre würksamer werden müsse, da es sich nach und nach über alle Mitglieder der Gemeinde verbreite, würde man in den ersten Jahren (bis zur ersten wirklichen Nutzung der neuen Obstplantagen) Kräfte genug erlangen, um nicht allein den Auffseher reichlich zu besolden und die geringen Kosten der Baumpflanzungen zu bestreiten, sondern auch — zumal, wenn dabey einige Morgen Land aus dem Gemeinde-Huth-Eigenthum gezogen, von den Kindern urbar gemacht und durch Kartoffelbau u. s. w. benutzt

wer-

werden könnten — um nun vor allen Dingen die Schulbesoldungen zu verbessern, und, wenn auch nicht in der Person des Aufsehers, doch des Schullehrers einen Zögling der Pestalozzischen Schule aufzustellen, die Ferdinand in Rücksicht des Sprachunterrichts und aller mathematischen Erkenntniß unbedingt empfahl, und von welcher er glaubte, sie werde auch endlich noch großen Einfluß auf das eigentliche menschliche Gemüth gewinnen. — Von diesem Zeitpunkte an müßten übrigens Aufseher und Schullehrer in die nächste und innigste Verbindung miteinander kommen, sich ihre wechselseitige Bildung eifrigst mittheilen und in ihrem Amte Einer dem Andern, und Beyde dem Prediger redlich in die Hände arbeiten. — Ohne eine hinreichende Besoldung wird man dem Aufseher nie mit Recht die Erfüllung seiner Pflicht nach ihrem ganzen Umfange ansinnen dürfen. Bey leerem Magen sieht der Mensch weder Lob noch Tadel, sondern sucht nur stets den Gegenstand, welchen er verschlinge.

Hierauf schritt er wieder zum Plane seiner Obstanlagen zurück, und gab die Regeln zur Herstellung einer guten und nachhaltigen Baum-

schule an, in welcher nun im zweyten Frühlinge die gewonnenen Pflanzen eingesetzt, und wo möglich sogleich alle mit edeln Reisern kopulirt werden müßten. Vorher sollte zu rechter Zeit eine obrigkeitliche Verordnung diese Anlage befehlen, und Bericht über die schicklichsten Plätze fordern, wo man künftig, und wo möglich schon jetzt, (nemlich durch Ankauf oder Pflanzenhandel bewerkstelligt,) Bäume für die Gemeinde anpflanzen könne. — Er warf hier einen Blick auf die nie ganz erkaltende gutmüthige Empfänglichkeit der Landleute für Baumzucht. — „Diese zarten Sprößlinge, für die Impfung der köstlichsten Fruchtarten bestimmt und tüchtig — deren zarte Keime von den Wünschen unsrer Kinder aus dem Boden gelockt wurden — die unsern Lehrern so große Freude machen — deren süsse Früchte noch in den Schooß unsrer Urenkel fallen werden — diese sollten wir wieder umkommen lassen? Welche Schande! — Ohnehin sehen wir ja, wie bloß und leer jetzt alles Feld wird — wer noch einen Baum hat, der haut ihn gar zum Verbrennen ab — nichts schützt den lechzenden Schnitter mehr vor der Gluth — nichts giebt seinen kleinen Kindern ein kühles Obdach — kaum

gewähren noch einige alte Birnbäume den Schäfern und Hirten eine Zuflucht vor dem Sturme — wer hat sie gepflanzt, diese wenigen alten Freunde? — Unsre Voreltern! — Wenn diese nun auch so schlecht gedacht hätten, wie wir? — Wahrlich, man bringt jetzt keinen Baum mehr in die Höhe — vor Zeiten müssen doch die Amtleute viel schärfer gewesen seyn — einen Baumfrevler sollte man tüchtig auf die Finger klopfen — es vergeht Jedem alle Lust, Bäume zu setzen, weil es doch nichts hilft — indessen, man muß es doch noch einmal probiren, weil es halt die Obrigkeit befiehlt — wenn sie nur auch einmal darüber halten wollte!" — Wer (sagte unser Freund) in dergleichen Gedanken nicht die ächte Gesinnung des Landmanns wiederfindet, der kannte diesen wohl nie persönlich. Aber, das Andenken an jene gute Sitte, die jungen Fruchtzweige und ihre Blüten heilig zu halten, die Baumfrüchte in den nächsten Rang nach dem Brod zu setzen, und die Baumverderber mit einem gewissen religiösen Eifer zu verfolgen, ist zum Glücke noch nicht ganz aus der erkalteten Seele unsrer Generation gewichen, und zeigt sich noch häufig auch unter der Kindheit des Staats — auf dem

Lande. Der Bauer insbesondere wird doch ewig wieder Bäume pflanzen, wenn er auch gewöhnlich, durch eigne und fremde Schuld, sie alljährlich wieder einbüßt."

Alle bey der Pflanzung vorkommende Lasten — an Fuhren, Handdiensten, Erde=, Mist=, Sandlieferungen, Materialien zur Verzäunung und Pfählung, ja im Nothfalle zu der Besoldung des Aufsehers u. s. w. — wollte er blos nach der Seelenzahl und nach der gewöhnlichen Häuserreihe vertheilt haben, wogegen auch einst alle Gemeindemitglieder von jeder aus dem Obst und andern Dingen zu vertheilenden Nutzung, bloß nach ihrer Seelenzahl (in capita) participiren müßten.

Kein einziger Baum in der ganzen Flur — es sey auf Gemeinde=, oder Privateigenthum — sollte ohne Beyseyn des Aufsehers gepflanzt werden, der überhaupt zwar auch mit Hand anlegen, doch überall nur zunächst für die Aufsicht da seyn müsse. Wer einen Baum setzen will, oder zu setzen hat, der meldet sich bey ihm, und nur er hat über die Zeit und Verfahrungsart zu disponiren.

„Jeder, der einen Baum auf sein Privateigenthum einmal gepflanzt hat, läßt ihn so-

gleich in das Baumregister des Aufsehers eintragen, und bleibt nun für die beständige Erhaltung, ja zehnmalige Wiederpflanzung dieses Baumes auf immer verantwortlich." Da Jeder hierzu die Kosten allein tragen sollte, so hoffte Ferdinand dadurch eine allgemeine und eifriger als bis jetzt waltende Aufsicht zu bewürken, deren bisherigem Mangel er die Vernichtung und Wiedervernichtung so vieler Millionen herrlicher Bäume zuschrieb.

Nun sprach er von der Einrichtung der verschiednen Register des Aufsehers, und wie genau diese zu führen seyen, damit die Oberaufsicht alljährlich den Zustand des Ganzen richtig übersehen, und dadurch auch in einzelnen Fällen selbst zum edelsten und untrüglichsten Organ für die so nothwendige und doch so selten mögliche Allwissenheit des Landesherrn werden könne *).

*) Welche Vortheile müßte es z. B. dem Criminal-Richter gewähren, wenn er bey Beurtheilung eines jeden Verbrechers vor allen Dingen jene seit der Kindheit desselben zwischen ihm und dem Staate gehaltene Rechnung einsehen könnte!

Alljährlich zur Zeit der Baumblüte (wann eben die Feldfrevel wieder anheben) sollte ein großes und feyerliches Baumrügegericht unter freyem Himmel und vor allen Einwohnern des Ortes gehegt werden, welches sich nach und nach zum allgemeinen Gericht über die Sitten jeder Gemeinde erheben und ausdehnen werde. Er versprach sich von diesem Gerichte großen Nutzen, und ging nun auf das Gesetzliche bey der ganzen Anstalt über — welches hier alles wiederzugeben außer unserm Zwecke liegt.

Zur Hauptregel nahm er an: Da in allen Staatsverfassungen von jeher das Gebot viel größere Schwierigkeiten gehabt, als das Verbot, so müsse hier die Obrigkeit nur immer dafür sorgen, daß ein guter Baum auf rechte Art dem Erdboden vermählt werde, und dann dürfe sie ihn und seinen Pfleger nie wieder aus dem Auge verlieren, bis jener dem Sturme und Frevel, und dieser ihren Strafbefehlen entwachsen sey; bey ihren desfalsigen Strafen müsse sie strenger als bisher, und besonders in der Vollstreckung derselben schnell und unerbittlich seyn, wie ein rächender Gott.

Die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der

Aufseher und der vom Staat anzustellenden Oberaufseher mußte sich nach seiner Einrichtung in Rücksicht jener sogleich bey dem ersten Rügegericht, bey diesen aber schon in ihrem ersten Jahresbericht an die höchste Behörde — der auf eine unerweiterliche Zeitfrist zu setzen sey — klar zu Tage legen.

Bey gedruckten Unterrichtsbüchlein würde man hier wohl nicht das zu besorgen haben, was leider so häufig mit dem Noth- und Hülfsbüchlein des trefflichen Beckers und andern solchen nützlichen Volksschriften geschieht, daß nemlich der Bauer, wenn die Obrigkeit sie ihm mit schweren Kosten anschafft, und in die Hände giebt, nur seine Kinder mit den Bildern spielen, und sie verwüsten läßt, höchstens wohl einmal des Abends in seinen Biergesellschaften Etwas daraus liest oder hört, seine Späße über Bilder und Text macht, aber selten nur daran denkt, nach diesen Regeln zu leben. In unserm Falle hingegen ist der Unterricht zugleich Gesetz — und wenn die Aufseher, Oberaufseher und Untergebnen den Innhalt nicht erlernen und genau befolgen, so bestraft man sie.

Jetzt, da er in seiner Abhandlung bis zu den obrigkeitlichen Regionen, zum höheren

Triebwerke der Maschine, gekommen war, gab er noch verschiedne ökonomische und andere Rathschläge, wovon wir nur Einiges ausheben wollen.

In Rücksicht der Obstsorten empfahl er vor allen die **Birne**, hauptsächlich ihre früheren Arten, weil man von diesen im Herbste noch einen großen Vorrath in feinen und dünnen Schnitten an der Sonne trocknen könne — weil die Birne bey'm Trocknen den wenigsten Abgang leidet und die kleinste Mühe verursacht, das beste Kaufmannsgut unter den Landleuten ist, wegen ihrer Süssigkeit sich zu mancherley Verarbeitungen schickt, gutgetrocknet im zehnten Jahre noch besser schmeckt als im ersten, und die wechselnde, ja selbst verschloßne Luft gut verträgt. — Wilde Birnen und Aepfel — oder das leider sogenannte **Feldobst** — wollte er gar nicht mehr geduldet haben, da man von dem besten Obst auch den besten Essig erhalte.

Beym Versetzen in das Feld war noch mancherley in Erwägung zu ziehen. In Ansehung der für die **Gemeinde und den Staat** bestimmten Pflanzung, schien ihm freylich **dieß** das Wünschenswertheste, daß sich überall ein der Gemeinde zugehöriger, entbehrlicher und

schicklicher Platz finden lasse, welchen man in einen z. B. 6000 Stück Obstbäume fassenden Garten verwandeln könnte. — Da man aber diesen Vortheil, zwar an sehr vielen, doch nicht an den meisten Orten wird erlangen können, so muß nur da, wo die Schäfereyen hindern, und wo die Stallfütterung noch nicht eingeführt ist, überall, so weit es immer möglich, der Regel nachgelebt werden: Je mehr Bäume an einem Orte beysammen stehen können, desto größere Vortheile kann dieß der Pflanzung in Rücksicht auf Schutz, Schauer, Befruchtung, und Tragbarkeit, Bewahrung vor Schaden, Diebstahl und Frevel gewähren. — Zu den schicklichsten Plätzen rechnete er: Huthweiden, vom größten bis zum geringsten Umfange, selbst mitten in den Waldungen. — Triften, welche meistens von großer Breite sind und guten Boden haben, sobald es nemlich angeht, dem Vieh für die ersten 8 bis 12 Jahre einen andern Weg anzuweisen — herrnlose Aecker oder Raine und Gemeinde-Raine — wüste Berghänge — einzufassende Wüstungen um die Wälder her — einzutauschende oder um geringe Preise kaufbare Aecker — Plätze um Brunnen

und Quellen her — alle Plätze in der Nähe der Dörfer, welche unter dem Namen Gemeinde-Anger, Gänserasen, Gemeinde-Freyheit, Huthrasen, Gemeinde-Anspann u. s. w. bekannt sind — Gemeinde-Aecker und Wiesen — Raine an großen Hohlwegen und Fluthgraben — Feldwege, Straßen und Hauptstraßen, an welchen letztern Plätzen freylich die Obsthuth immer am lästigsten ist. — „Ich mache mich verbindlich, behauptete er, sobald jedes Händchen einer ganzen Schuljugend mir sein Körbchen voll Erde beysteuert, selbst im elendesten Boden, in der unfruchtbarsten Sand-Oede meinen Baum so richtig und sicher anzupflanzen, daß er nun gleichsam für die Ewigkeit da stehen, nach zehn Jahren über seinen Boden mächtig zu herrschen anfangen, ja diesen für sich selbst nach und nach verbessern wird — und daß man von mir sagen muß: „Siehe, er hat einen Baum gepflanzet, dessen Zweige ergrünen!" — Und es ist unsre Pflicht, meine deutschen Brüder, diesen Baum zu pflanzen und ihm viele Gefährten zu geben!

Der Privatmann hingegen kauft entwe-

der seine Bäume aus der Gemeindebaumschule, oder zieht sie sich selbst, und pflanzt sie, wenn der Aufseher die Stämme für tüchtig erkennt, unter dessen Aufsicht auf eigne Kosten an. Alle Befehle zum Auspflanzen, (wie z. B. für jedes neugeborne Kind 1 Baum, für jeden Confirmanden 1, für jede neue Ehe 2, für jedes neue Nachbarrecht 10 Bäume) — sind recht gut, und werden nun von sichrer Würkung seyn. — Zu Plätzen auf dem Privateigenthume sind noch zu empfehlen: alle Gränz- und Mittel-Raine, wo die Bäume meistens am allerbesten gedeihen — Wiesen, besonders da, wo sie an Ackerfeld stoßen — fast alle Arten von Gränzen, hauptsächlich in der Nähe der Gränzsteine, da diese durch den Baum geschützt werden, welcher immer einen kleinen doppelt gespitzten Rain erfordert. Der gewöhnlichen Ausflucht, „daß der Gränzbaum ein Zankbaum sey," kann durch ein einziges bestimmtes Gesetz sogleich für immer abgeholfen werden. — Doch, der Landmann selbst kennt die unzähligen Oertchen am besten, wo die herrlichsten Bäume stehen könnten, und — wo schon oft Bäume gestanden haben! — Die Hauptregel ist: Man lasse nur in jeder Flur

keinen Platz unbeachtet, wo gute Bäume sicher und unschädlich stehen können — und überall wird sich noch viel mehr Raum hierzu finden, als wir oben für nöthig erachteten!"

Die Befestigung des jungen Baumes durch seine eigne schon erlangte kräftige Selbstständigkeit, oder durch Verbindung desselben mit einem Pfahle, schien ihm so wichtig, daß ihre Art durch eine besondere gesetzliche Vorschrift bestimmt werden sollte, wozu er seine aus eigner Erfahrung hergenommnen Vorschläge anfügte.

Um fast allen vorsätzlichen Schaden zu verhüten, bedurfte es nach seiner Meynung an jedem Orte nur einiger schnellen und gerechten Strafvollstreckungen, damit der feste, unwiderrufliche Wille der Obrigkeit kund und bewiesen werde. Bey andern Schäden sollte man besonders dahin durch Strafbefehle würken, daß Jeder (vorzüglich aber Hirten, Pflüger und Schäfer) einen aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden sogleich dem Aufseher melde, und nach Befinden Ersatz leiste. — „Der Mensch, sagte er, ist nicht so verderbt, daß er nicht endlich die Bäume seiner

Flur ehren sollte. Auch hat der junge Baum eine Zeit, — die oft schon im dritten Jahre seiner Pflanzung erscheint — wo er auf einmal in der jugendlichen Rinde zu schwellen beginnt, in der Schönheit und dem Schutze seines Gottes aufblüht, mit Kraft die blumigen Arme zum Himmel streckt, dem Menschen lieb und theuer wird, und sein Herz mit seliger Hoffnung erfüllt."

Alle Strafgelder, wünschte er, möge man — um den landesherrlichen Willen in das reinste und wohlthätigste Licht zu setzen — der Baumkasse jedes Ortes überlassen — dieser neuen Gemeinde-Kasse, die ohnehin dem ganzen Staate gehöre und nur einzig zur Anwendung aller jener neuen Mittel verwandt werden dürfe, wodurch der Landesvater seine Kinder zur deutschen Sache erziehen und in die deutsche Menschheit emporheben wolle.

Noch handelte er die besten Arten des Obsttrocknens ab, widerlegte den möglichen Einwurf, den man hierbey von einem entstehenden Holzmangel hernehmen könnte, (durch die Regeln zu einer richtigen, sichern und beständigen Benutzung, Anwendung und Leitung al-

ler Ofenwärme u. s. w. während des ganzen Herbstes und Winters) und bewies, daß auch eine so große Baumvermehrung in der Folge schon durch sich selbst alljährlich mehr dürres Holz abwerfen müsse, als Ein großer Darrofen in jeder Gemeinde erfordere.

„So wird dann — sagte er endlich — so muß unser Vaterland von Jahr zu Jahr sich allmählig durch wahre innere Kraft bereichern. — Aber, die Obrigkeit lasse es nun nicht bey dieser Bereicherung bewenden, sondern verbrauche das neuerworbne gemeinsame Vermögen aller ihrer Gemeinden mit frommer Sorgfalt zu deren Erziehung für jenen ächtdeutschen Weltbürgersinn, für das Heil ihrer Seelen, ihrer Mitwelt, ihrer Nachkommen — für das Ewige!"

„Dann werden die Deutschen — schon von Jugend auf geübt in der Pflicht, das Ganze zu fördern, die Selbstsucht zu verachten und sich selbst für die Erhaltung des Allgemeinen zu opfern — für alles Besserwerden und Bessermachen empfänglich seyn, und das verschönerte Vaterland wird, im neuen Wachsthume seiner Millionen Blütenbäume, auch reichliche Früchte einer tüchtigen Gesinnung hervor-

bringen. — Dann wird der edelmüthige Fichte *) so manche seiner trefflichen Ideen schon zur Wirklichkeit aufgeblüht finden. — Dann wird auch eine Kunstanstalt, wie sie Ernst Wagner vorschlägt **), durch eine einzige kleine Anweisung der deutschen Obrigkeiten auf jene neuen Gemeindekassen, überreichlich fundirt werden können. — Dann endlich wird jede bisherige Armenanstalt überflüssig seyn, und jede Gemeinde wird für ihre Armen selbst sorgen können, weil es keine Arme mehr giebt, sondern nur Elende. — Ich fand sehr oft die reichsten deutschen Armenanstalten als die schädlichsten, weil alle Umstände bewiesen, daß man sich in ihrer Nähe mit wahrer Liebe der Armuth befleissige. — Ihr lieben deutschen Brüder! Stählet doch

*) S. J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, auf deren Erscheinung wir in der nächsten Ostermesse 1808 gewiß hoffen dürfen.

**) im 1. Bande seiner Reisen aus der Fremde in die Heimath, der ebenfalls zu der nemlichen Zeit erscheinen wird, und worauf wir hier, wie schon in den „reisenden Malern" geschehen ist, unsre Leser nochmals aufmerksam machen wollen.

endlich Euer Gemüth in der edlen Flamme der Wahrheit — laßt doch Euer allzuweiches Gefühl nicht länger von jenem Geschrey hinreissen und bestechen: „Tausend Nackte werden hier alljährlich gekleidet — tausend Hungrige alltäglich gespeiset — tausend Dürstende getränkt!“ — Waren denn Zehn von jenen Tausenden der Wohlthat wahrhaft bedürftig? — Blieben nicht Tausend wahrhaft Dürftige jener Verschwendung wegen, wirklich hülflos? — Wurden nicht Tausend dadurch niederträchtiger als vorher? — Pflegen und nähren müßt Ihr nur Eure Kranken und Elenden; erquicken die verschämte Dürftigkeit; aber ausrotten sollt Ihr die Armuth — dieses eingebildete Ungeheuer, welches in ein Nichts zerfließt, sobald Ihr es fest ins Auge faßt — vertilgen müßt Ihr diese lästigen Armen von einer so unermeßlich reichen Erde, wie die deutsche ist. Und das vermögt Ihr durch die Erziehung!“

Er schloß mit den feurigsten Wünschen für das Vaterland und seine Blütenbäume — er erflehte die Erfüllung dieser Wünsche von Gott, in jenen geweihten Tönen, die nur aus der schönen Tiefe eines frommen Herzens hervor-

strömen,

strömen, rein, wie ein heiliger Quell, der sich aufthut, um das Vaterland zu erfrischen.

Ferdinand saß an diesem schönen Abende ruhig und glücklich da, und sein Gemüth wiegte sich auf dem lautern Strome jener guten Gedanken. Er beschloß nun, das ganze Werk (denn alle Beylagen und sogar die dazu gehörigen Formulare waren längst, und zum Theil eher als die Abhandlung selbst fertig) vor allen Dingen seinem Vater, dann aber Richarden und dem Geheimenrathe mitzutheilen, und durch Letztern endlich dem Minister überreichen zu lassen. — Ruhend in der Betrachtung des Ganzen, faltete er jetzt seine Hände und rief fröhlich zum Himmel auf: „Gott, du kennst mein Herz. Du weißt, daß ich redlich gewollt habe. Ist es gut, so laß mir Etwas für mein Vaterland gelingen!"

Eben wollte er noch nach einigen Stellen in seiner Abhandlung blättern, als ihn Jemand von hinten sanft auf die Schulter schlug. Wie elektrisch getroffen, sprang er empor; denn im Walde erblickte er ein Paar Gardeofficiere, und ihm zur Seite stand lächelnd — der König.

„Es thut mir recht leid, (sagte er) daß ich Sie vielleicht in guten Gedanken störe. Ich wollte dort unter den Bäumen eine Stunde lesen, fand aber, daß man mir kein gutes Buch gegeben hat. Sie scheinen mir hier (er zeigte auf das Manuskript) eine bessere Lektüre zu besitzen, um die ich wohl bitten möchte."

Unser Freund rief seinen ganzen innern Menschen zur kräftigen Haltung auf — denn es stand plötzlich Alles auf dem Spiele. — „Die kleine Schrift enthält Wünsche für mein Vaterland. Ich wagte es, dieselbe Ihrer Majestät zu weihen."

„Ich habe gerade jetzt Zeit, sie durchzulesen."

Er beugte sich in dankbarer Rührung. — „Sie ist erst im Concepte fertig."

„Glauben Sie, ich lese keine Concepte? — Aber sie ist doch vollendet?"

„Seit einigen Tagen nahm ich sie mit Kopf und Herzen für beendigt an. — Und doch, gnädigster König, bitte ich ehrfurchtsvoll, sie durch den Herrn Minister von Salmen allerunterthänigst überreichen zu dürfen."

„Ich werde dem Minister sagen, daß Sie dieß gewollt haben — daß ich sie Ihnen aber

dennoch abgejagt habe. Und wer weiß, ob sich immer so gelegne Zeit findet, wie heute." —

Er griff darnach — der hochentzückte Miller wollte ihm zu Füßen sinken, und seine Freudenthränen brachen unaufhaltsam hervor.

„Diese fromme Freude verdient ja schon den Händedruck eines ehrlichen Mannes. (sagte der Monarch aufmerksam und schüttelte treuherzig seine Rechte) Ihr Name?"

Ferdinand zeigte auf seine Abhandlung, denn die Sprache wollte ihm für einen Augenblick versagen.

„Etwa gar ein Sohn des alten Herrn da drüben?" lächelte der König, indem er die Unterschrift erblickte. Miller bejahte es, und sein erhabner Gesellschafter zog sich nach dem Walde zurück. Im Lesen sagte er noch: „Mit der Zeit sollen Sie auch mein Urtheil darüber hören — und von mir ganz allein. Im Nothfalle seyn Sie versichert, daß ich nichts ausplaudere."

„Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele!" rief unser überraschter Freund nach langer Zeit aus, und fand sich selbst erst wieder, als er zu seinem Erstaunen schon ein fernes Thal durchstrich. — Sollte er nun diesen seltsamen

Zufall für vortheilhaft oder nachtheilig halten? Er wußte sich hierüber nicht zu bestimmen. Denn vom Minister, den er noch nicht kannte, sprach man auf sehr verschiedne Art, und er hatte deßwegen beschlossen, vor der Hand keiner von diesen sich widersprechenden Meynungen zu glauben. — Zwar ängstigten ihn einige Korrekturen, deren er sich aus seinem Manuskript erinnerte, eine Zeit lang — wie denn wohl jeder erst angehende und noch an große Reinlichkeit gewöhnte Geschäftsmann zu fürchten pflegt, sein Leser möge durch Abänderungen und Einschiebsel im Sinne gestört, durch Abwesenheit der schönen und richtigen Form beleidigt werden. Doch fand er bald zu seiner großen Zufriedenheit, daß der ganze Vorfall, der ja ohnehin nicht zu ändern gewesen war, jene Ruhe, die er seit einigen Tagen gefühlt, nicht im mindesten unterbrochen, ja vielmehr so ganz befestigt hatte, daß sein Herz nun fröhlich und guter Dinge war. Er wollte in Geduld und stillem Frieden ausharren, und fühlte jetzt eine neue, wahre Lust zu seinen juristischen Geschäften, falls der Himmel ihn ferner damit heimsuchen sollte — ja er hätte in diesen Stunden selbst die Führung der ab-

scheulichsten Injurienklage gern und ohne Murren übernommen.

Indessen hatte die lebhafte Caroline bald nach ihm ebenfalls die Stadt verlassen, um ihre Laune, welche Mutter und Schwester heute unerträglicher als je fanden, im Freyen zu verbessern. Sie besuchte überhaupt gegen Abend gern einsame Spaziergänge, und zwar am liebsten ganz allein, welches man denn, wie andere Launen, eben auch auf Rechnung ihres Eigensinnes schrieb. Für den heutigen Abend wählte die Zerstreute den Weg nach dem Finkenhauk, und hatte eben dieses lieblich grünende Wäldchen ins Auge gefaßt, als sie in der Ferne unsern Ferdinand zu gewahren glaubte, der auf demselben Wege vor ihr her wanderte. Ja es schien ihr einmal, da sie der Aussicht wegen stehen blieb, als habe auch er sie ebenfalls bemerkt; und von diesem Augenblick an sah sie deutlich, daß er seine Schritte verdoppelte. — Sinnig stand sie da, und blickte trüben Auges nach dieser Erscheinung hin. — Er war es gewiß, und jetzt wählte er sogar einen andern als den gewöhnlichen Fußpfad,

nemlich einen weitern, der sich längs dem Walde hinzog, auf dem man aber von hinten her auch zu der kleinen Au des Wäldchens, ihrem gemeinschaftlichen Lieblingsplatze, gelangen konnte. — Sie kehrte schnell um. — Er sollte dieses sehen.

„Flieht denn auch mein ältester Jugendfreund vor mir? (rief sie auf einmal leidenschaftlich aus, und hemmte wieder ihren Schritt) Flieht mich denn Alles? — Und sollte ich ihn heute wirklich gekränkt haben?" — Er war nun schon hinter dem Walde verschwunden, und erst nach einiger Zeit bemerkte das Mädchen, daß ihr Gang sich mechanisch wieder nach dem Finkenhauk zu gelenkt hatte. — Sie fühlte Lust, sich mit Ferdinanden zu erklären und fieng auch nach und nach zu glauben an, er müsse sie doch wohl vorhin nicht bemerkt haben.

Aber als sie nun mit klopfendem Herzen mitten im Haine stand, da verlor sich auf einmal der Muth, jene schöne Au zu betreten, die jetzt von ihrem Pfade nur noch zwey Schritte seitwärts lag. Mit ängstlicher Vorsicht spähte ihr Blick durch das dicke Gebüsch und — Ferdinand war nicht dort. Aber auf der

steinernen Bank saß eine weibliche Gestalt, von welcher man, wegen des davorstehenden Busches nur einen Fuß und zum Theil ihr weißes Gewand sehen konnte. — Erschrocken trat die schüchterne Caroline zurück, und setzte schnell ihren Weg fort. Allmählig machte es ihr Vergnügen, daß sie ihrer Neugierde die weitere Befriedigung versagt hatte.

Da es noch nicht spät war, beschloß sie, auf dem Trifthofe, der jetzt so nahe vor ihr lag, Ferdinands Mutter einen Abendbesuch zu machen, was sie öfters zu thun pflegte. — Der Himmel war ungemein lieblich, und über dem Farbenglanze der hohen Wiese tönten volle Abendchöre der Haidelerchen um die Wandelnde her. — Auf dieser schönen blumigen Wiesenfläche, die, mit zarten Büschen versetzt, so heiter und sonnig zwischen dem Finkenhauk und Trifthofe da lag, weilte das Mädchen immer am längsten. Auch heute konnte sie in der Fülle ihrer Reichthümer des Pflückens nicht satt werden. Und drüben auf der Haide sah sie wieder ihren geheimen Freund, einen jungen Schäfer, weiden, und hörte seinen Gesang zur Feldschalmey. Schon dreymal hatte sie ihn belauscht. Er sang mit reiner Stimme eine

Melodie, welche ihr im Herzen wohlthat. Zwischen jedem Verse Text schalmeyte er wieder einen Vers der süßen Melodie, und die Lerchen schienen ihn gern zu begleiten. Heute war sie auch so glücklich, den ersten Vers des Textes ihm vollständig abzulauschen. Er hieß so:

„Was hilft mich denn mein Lieben,
Das ich hab' angewandt?
Ich wär Dir treu verblieben,
So hast Du's nicht erkannt;
Ich hab' ja Tag und Nacht
Geliebet und gewacht,
Hab' manche liebe Stunde
Mit Lieben zugebracht!"

Sie fühlte, daß eine süße Wehmuth mit diesen Tönen in ihre Seele drang, und beschloß endlich, den Menschen, an dem sie nahe vorübergehen mußte, um den ganzen Text zu bitten, weil ihr dieser heute erst werth und lieb ward. — Aber als sie ihm nahte, sah er so still und traurig aus, und so ganz anders, als sie sich sonst seine Gestalt gedacht hatte! Erröthend in schüchternem Gruße floh sie an ihm vorüber, und kam, beladen mit duftenden Blumensträußen, auf das Schloß.

Sie fand aber auch dort unsern Ferdinand

nicht, wie sie gehofft hatte, sondern Beaten ganz allein. Vater Miller gieng noch seinen Feldgeschäften nach.

„Und wo ist die stille Marie?" fragte Caroline, wie erschrocken vor einer gewissen Ahndung.

„Im Finkenhauß." sagte Beate trübselig.

„Wie? Im Finkenhauß?" wiederholte Jene erstaunt, indem sie sich schnell zusammennahm, um die weitere Rede zu verbeissen. — „Soll ich Ihnen in Ihren Abendgeschäften hier helfen?" fuhr sie zerstreut fort.

„Ach nein, die alle besorgt Marie immer vorher sehr pünktlich." —

„Verzeihen Sie — (sagte Caroline, wieder zu sich kommend) ich wußte dieß selbst — Marie ist äusserst sorgfältig und gut." —

„Gewiß! (lächelte Beate mütterlich) Aber — das ist nun schon seit länger als vierzehn Tagen jeden Abend ihr beständiger Gang."

„Sagen Sie mir doch — (fragte jetzt das Mädchen stockend) was fehlt wohl Marien?"

„Gott, ich weiß es nicht — (seufzte die bange Mutter) ich vermag ihr nicht zu helfen — sie vertraut sich Niemanden an!"

„Wollen Sie nicht dieses Kummers wegen eifriger in sie dringen?"

„Ach — und wenn ich ihr dann nicht helfen könnte!"

Caroline schwieg und seufzte. — „Gute Mutter, (sagte sie nach einiger Zeit mit weicher Stimme) möchten Sie doch die reinste Freude an Ihren Kindern erleben!" — Die Alte umarmte sie, und weinte ihre Sorgen an dem jungen Busen recht herzlich aus. — Carolinens Augen entstürzten plötzlich häufige Thränen — sie wußte nicht, wie ihr geschah und drückte nur die Mutter immer fester an sich. Aber ihr Herz schlug je länger je ängstlicher, und sie fand es nothwendig, sich bald von Beaten zu trennen, weil ihr der Trifthof zu enge ward.

Wie sie ins Freye kam, erwachte beym Anblicke des Finkenhauks ein gewisser Stolz in ihr, den sie noch nie gefühlt zu haben glaubte, der aber so mächtig ward, daß sie den geliebten Lusthain vermeiden mußte, und daher, um Marien nicht zu begegnen, die gewöhnliche Fahrstraße zu ihrem Heimweg erwählte.

Des andern Abends, als Ferdinand in das Kronfeld'sche Haus kam, fand er dort viele Gesellschaft, weil man heute seines Freundes Richard Geburtstag feyerte. Er bemerkte, daß Caroline sich diesen Abend außerordentlich anstrengte, um recht heiter zu seyn, auch ihn selbst mit einer seltnen Freundlichkeit empfing. Sie spielten noch, und Caroline — die aus Abneigung, wie sie selbst behauptete, oder aus Geiz, wie die Uebrigen glaubten, fast nie spielte — hatte von der Mutter Befehl erhalten, Sophiens Spiel auf einige Zeit zu übernehmen. — Ferdinanden wies man zu dem Tische hin, wo Richards sämmtliche Geburtstagspräsente aufgehäuft waren, und ging jetzt ihm selbst mit Kritiken über sein eignes Geschenk zu Leibe. Dieß bestand in einem kleinen Gedichte, worinn er versucht hatte, einige Charakterzüge seines Freundes aufzustellen. Wir wollen es hier unsern Lesern mittheilen.

An den glückseligen Advokaten.

Den Frieden Deiner Seele früh zu finden,
Hat Dich der Gott die sichern Felsenmassen
Der Emsigkeit, der Ordnung wählen lassen,
Des Lebensplanes Grundstein drauf zu gründen.

Des Rechtes Wachs zu rechter Form zu runden
Ist liebend Streben Dir, ob's Viele hassen;
Wer darf, wie Du, sich kühn damit befassen
Durch Akten Lebensmelodie'n zu winden?

Gelassen siehst Du Themis Aftersöhne,
Die Legulejer, ihren Witz entladen
In leeren Formeln. Dein Bemühn ist: Klarheit.

Entreiße Du dem Staub die alte Wahrheit
Und leite recht geplagter Menschheit Töne!
Dir lächeln selbst die himmlischen Hyaden.

Indem unser Miller eben beschäftigt war, wegen des ihm von Richarden gemachten Vorwurfes über heimliche Ironieen in seinem Gedichte, sich standhaft zu vertheidigen, erhob sich an Carolinens Spieltische ein hitziger Streit.

„Gieb nach, Caroline!" rief die Geheimeräthin hinüber.

„Ich darf nicht, liebe Mutter — ich habe Recht, und es ist ein sehr hohes Spiel," antwortete Caroline flüchtig, und man zankte weiter.

„Der verdammte Geiz!" fuhr die Geheimeräthin leise, aber doch so heftig heraus, daß die meisten Anwesenden, Caroline selbst,

und auch Ferdinand es hörten. Diesen ärgerte eine so unmütterliche Uebereilung jetzt recht im Innersten, und er wandte sich unwillig zurück, um nach dem Spieltische der Tochter zu gehen.

„Es ist schon alles verglichen!" rief ihm Caroline abwehrend entgegen — und sie spielten bereits fort. Er setzte sich zu ihr. Sie war glühendroth.

„Stören Sie unser Spiel nicht, Ferdinand!" sagte sie imponirend.

„Du fürchtest nur Herrn Millers Untersuchung," lächelte eine ihrer Gegnerinnen.

„Nun dann! (zürnte die gereizte Caroline, indem sie ihre Karten weglegte, um die beyden übrigen Mädchen den Fall erzählen zu lassen) Aber einzig unter der Bedingung erlaub' ich dieß, daß die Sache nun dennoch so bleibt, wie wir sie einmal ausgemacht haben."

Als der Fall völlig klar auseinander gesetzt, und Ferdinand im Stande war, zu urtheilen, sagte Caroline besänftigt und gleichsam entschuldigend: „Sie sehen wohl, daß diese Damen ihr Spiel nicht verstehen." — Er fand dieß wirklich. Caroline hatte daher um so weniger nachgeben dürfen, da sie nicht für eigne,

sondern fremde Rechnung spielte. Nachdem ihr jeder Versuch, die beyden Andern zu bedeuten, mißglückt war, hatte sie schnell ihre Börse gezogen, und, statt das Spiel mit den Marken der Schwester zu bezahlen, ihren angeblichen Verlust baar berichtigt — und die Mädchen waren dumm oder schlecht genug gewesen, dieß anzunehmen. Er überzeugte durch seine Bemühungen wirklich Beyde doch so weit, bis sie schwiegen. — Caroline blickte ihn freundlich an, reichte heimlich nach seiner Hand, drückte sie heftig und sagte dann laut: „Nun aber auch kein Wort mehr davon!"

„Nein, verzeihen Sie mir!" rief er und sprang begeistert auf und ging zum Spieltische der Mutter. — „Caroline hatte vollkommen Recht — (sagte er dort überlaut) — und doch hat das gute Kind auf eine Art nachgegeben, die ihrem Verstand und Herzen gleich große Ehre macht."

„O das freut mich, Caroline — verzeih, daß ich Dir Unrecht that!" sagte die Mutter höchstbetroffen, und Alles schwieg, als Ferdinand gesprochen hatte — denn diesen ewig wahrheitliebenden Zeugen ehrte jedes Mitglied der Gesellschaft.

Als man zu Tische ging, zog Caroline unsern Freund in das verdunkelte Zimmer zurück. — „Retter meines Kostbarsten, meiner Ehre — wie soll ich Dir danken! — (rief sie, von Dankbarkeit überwältigt, an seinem Halse, und ihr schlagendes Herz wallte ihm mächtig entgegen) Ach, daß Du redlich wärest!“ — Sie flog hinaus. Er wußte lange nicht, wie ihm geschehen war.

Der Geheimerath erschien erst, als die Gesellschaft schon bey Tische saß, und war heute besonders heiter. — „Sitzt das alte Brautpaar wieder einmal beysammen?“ sagte er, und wollte durch seinen Stuhl Ferdinanden und Sophien von einander trennen. Jene Benennung hatte man übrigens Beyden schon in ihrer Kindheit gegeben und bis jetzt beybehalten. Heute aber erröthete Sophie zum erstenmale mächtig darüber.

„Apropos, lieber Miller — (fing der Geheimerath nach einiger Zeit wieder an) rathen Sie einmal, wer sich heute nach Ihrem Thun und Treiben sehr genau erkundigt hat?“

„Nun?“

„Der König. Und das muß wohl irgend einen Zusammenhang haben.“ —

Alles sah erstaunt auf Millern, welcher erröthend schwieg, aber die erste Gelegenheit wahrnahm, um dem Geheimenrathe seine ganze Geschichte heimlich zu erzählen. Er hatte nicht geglaubt, daß ihm in dieser Sache nun noch Jemand rathen oder helfen könnte, fand dieß aber jetzt anders. — „Der König (sagte der Geheimerath) fragte mich bloß, womit sie sich beschäftigten — und als ich ihm hierüber sehr genaue und treue Auskunft gegeben hatte, fing er herzlich an zu lachen. — Allein, so wie die Sache jetzt steht, lassen mich alle Umstände mehr für Sie fürchten, als hoffen. Gleich morgen gehen Sie zum Minister und entdecken Sie ihm den Zufall eben so offen, als mir. Der König denkt sehr schön, und herrlich — aber er vergißt manche Dinge schnell — und — ja Sie müssen sich eigentlich gleich heute bey'm Minister anmelden — es ist noch Zeit dazu — thun Sie es geschwind in einem Billet."

Während er dieß Billet an Sophiens Schreibtische ausfertigte, machte der lustige Zecher Richard an der Tafel allerley Randglossen über ihn. „Wenn Dich der König gesehen hat, (sagte er) so ist nichts gewisser, als daß man Dich unter die Soldaten steckt. Und

das von Rechts wegen. Denn wer sich nicht entblödet, auf die alte gottlose Fabel von der wächsernen Nase der Gerechtigkeit in einem Geburtstagsgedichte officiell anzuspielen — ja, wer ihr wirklich eine andichtet, wie Du in Deinen heutigen Versen thust — der muß endlich, allen Rechten nach, dem Kalbfelle folgen."

Ferdinand, der die quästionirte Stelle seines Gedichts so gut und herzlich gemeynt hatte, setzte sich jetzt zu dem Mißtrauischen hin und trank von ganzer Seele mit ihm auf die Gesundheit der Justitz — welches Richarden aber wieder nicht richtig und brav genug ausgedrückt schien.

Der Minister hatte ihn sogleich für morgen angenommen. Aber Richard, der dieß hörte, meynte, es werde ihn wohl nun kein Minister mehr von seinem Handgelde wieder befreyen können. „Ich wette (sagte er) der Minister weiß Dir morgen frühe schon das Regiment zu nennen, das Du zieren sollst." — Sieh mich nur nicht so unruhig an. Gott wird schon helfen. Vor allen Dingen mußt Du Deine Fechtübungen wieder anfangen. O hätten wir doch unsern prächtigen akademischen Fechtmeister hier, der alle seine Hau-Lectionen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stets mit dem obersten Prinzip anfing: „Den Menschen zerhaut man bekanntlich in vier gleiche Theile, meine Herren!" —

„O der abscheuliche Mensch! (rief Sophie) Pfui, Richard, daß Du es ihm nur nachsprechen kannst!"

„Zwar — (fuhr Jener fort) im Anfange bringt man Dich wohl, wegen Deiner blühenden Jugend und flüchtigen Gestalt, unter das leichte Fußvolk — aber mit der Zeit, mein Freund, mußt Du noch, invita Minerva, unter die schwere Cavallerie — denn, merke wohl, man ißt sich in Feindes Land nach Gelegenheit fett, wie, sans comparaison, mein alter feistgewordner Spitz, welcher in seiner Jugend Allegro hieß, und sich heute an meinem Ehrentage vom Musikdirektor Völker den warnenden und beruhigenden musikalischen Bey- und Spitznamen „ma non troppo!" noch zu seinem Hauptworte mußte anhängen lassen. — Aber, weine nicht, du auserwähltes Rüstzeuch des Staats — denn Dich, mit Deinem guten Herzen, werden die Bauern gewißlich als Feldjäger nicht „Geldfeger" nennen — und, selbst als Karessirreuter wirst Du ewig noch im Marschiren scharmiren!"

Bayerische Staatsbibliothek München

„Richard, wenn Du weiter fortfährst, so machst Du mich krank!" bat Sophie, und trocknete schon die Augen.

„Es ist wahr — (sagte jetzt Caroline, die den ganzen Abend still da gesessen hatte, mit heitern Blicken) ein solcher Scherz kann mir — sein Gemeines nicht gerechnet — wahrhaft wehe thun. Aber, laß doch den Bruder, Sophie! Was ist es denn weiter? Ein Paar Freunde wollen mit einander spielen! Und wirklich, ich könnte oft gerade ein solches Spielen lieb gewinnen, das mir Thränen auspreßte, so lange es nur herzlich gemeyntes Spiel bliebe."

Eben legte Sophie seufzend die Hand aufs Herz und mußte die Gesellschaft verlassen. Der Hofrath Reinhold that ängstlich.

„Siehst Du wohl, Richard — (zürnte die bange Mutter) ihr Magenkrampf kommt schon wieder! — Gott, was das arme Mädchen immer leidet!"

„Gewiß, ein kränklicher Körper ist doch etwas höchst klägliches!" rief Caroline so laut, daß Sophie es noch hören mußte. Reinhold blickte sie betroffen an.

„Ich habe Sophien immer eine sehr feste Gesundheit zugetraut," sagte Ferdinand.

„Die hat sie auch wirklich, außer diesem leicht vorübergehenden Uebel," lenkte die Geheimeräthin ein, und gab jetzt Carolinen einen unwilligen Blick.

„Meine Schwester (sagte diese sehr ernsthaft) ist durchaus so vollkommen gesund, als man seyn kann; sie sollte sich nur weniger nachgeben." — Jedermann sah die schweigende Geheimeräthin an.

Nach Tische, als diese mit Ferdinanden im Fenster stand, rief sie Carolinen herbey, und machte ihr bittere Vorwürfe darüber, daß sie durch ihr vorhiniges Betragen Sophien in den Ruf der Ungesundheit habe bringen wollen. Jetzt sitze die Schwester darüber weinend auf ihrem Zimmer.

„Sie selbst that es ja, liebe Mutter, (entgegnete Caroline.) Schon oft habe ich ihr dieses Verfahren angedroht — denn sie ist meine Schwester, und ich darf nicht zugeben, daß sie allen Dank gegen Gott für eine so blühende Gesundheit aus den Augen setze und sich vergebens in einen so traurigen Ruf bringe. Ich habe ihr schon zweymal durch den Arzt

erklären lassen, welch ein hartes, ernstliches Uebel der Magenkrampf ist, den sie, Gottlob! nie gekannt hat. Aber es half nichts. Mag sie doch meine Absicht verkennen — genug, ich wette, daß meine Schwester sich nun niemals wieder auf diese Art ziert!"

„Ihre Kur ist strenge — (meynte Ferdinand) aber, ich kann sie nicht tadeln."

„O Caroline; du bist ein hartes Geschöpf!" seufzte die Mutter.

„Sie wissen doch, lieber Miller, daß hartnäckige Krankheiten einen strengen Arzt erfordern?" sagte das Mädchen flüchtig und ging zu ihrer Gesellschaft zurück.

Aber unser Held ward des andern Morgens von dem Minister auf eine Art empfangen, die er, nach Anhörung so vieler verschiedenen Meynungen über diesen Staatsmann, gar nicht erwartet hatte. Er war sehr schlicht, kurz, und drang in jeder Zwischenrede immer nur freundlich auf alles Sachdienliche, wie ein ächter Geschäftsmann. Unter einem wahrhaft einnehmenden Lächeln ließ er Ferdinanden ruhig seine Geschichte zu Ende erzählen, und

befragte ihn dann ziemlich genau und sehr gelehrt über die Studien und Geschäfte, die er auf der Akademie und bis jetzt getrieben habe. Kurz, er schien es, nach einem flüchtigen aber wohl durchdachten und überall eingreifenden Plane, darauf anzulegen, um das Ganze des jungen Mannes kürzlich zu ergründen; und sein Schüler fand sich in Rücksicht der Antworten auf solche richtig gestellte Fragen, durch diese selbst so sehr erleichtert, daß er mit Vergnügen an das Sprüchwort „Gelehrten ist gut predigen" gedachte.

„Nun, es freut mich, (sagte er zuletzt) daß Sie mir Gelegenheit geben, eine gute neue Bekanntschaft zu machen. Ich wußte übrigens noch gar nichts von Ihrer Sache, und kann daher, nach der Ansicht, die ich mir bis jetzt von unserm Könige gemacht habe, nur dieß zu Ihrem Troste sagen: Sie haben entweder eine scharfe, aber gewiß recht gesunde Kritik zu erwarten — oder — wie wir wohl schon hoffen dürfen — eine Ehrenstelle. Denn diese ganze Sache macht er nun auf alle Fälle selbst und allein, so, daß ich Ihnen dabey weder zu nützen noch zu schaden vermag. Allein, für jeden, und hauptsächlich für den

schlimmsten Fall, bitte ich Sie recht herzlich, mich wieder aufzusuchen, da Ihre Bekanntschaft mir Vergnügen gewährt."

Noch entzückt von dieser freundlichen Aufnahme, kam er Abends zu seinem Vater, um ihm alles zu entdecken.

„Stelle Dir vor, (rief ihm der Alte entgegen) diesen Morgen, zum erstenmal seit acht Jahren, war der König hier. Er ging im ganzen Schlosse umher, ließ sich alle Zimmer aufschließen, und bezeigte sein Wohlgefallen über das schöne, feste Gebäude. Besonders freute es ihn, daß wir hier oben so viel Wasser, und den großen Teich beym Schlosse haben. — Was wird das werden? Gott behüte uns in Gnaden vor einem Bauwesen!"

„Eben wollte ich vom Könige reden" — sagte der verwirrte Ferdinand.

„Höre nur! (fiel Jener ein) Auch mit mir hat er sich eine Weile unterhalten, und noch obendrein von Dir. — Sieh, Ferdinand — (fuhr er bewegt fort) ich kann Dir es nicht verschweigen — aber laß Dich's nicht niederschlagen — ich klagte ein wenig über Dich, und konnte doch auch nicht verhehlen, wie lieb ich Dich habe. — Denn einem so guten Manne

gegenüber, wie der König ist, sitzt mir das Herz auf der Zunge. Da unten, sagte ich zuletzt, steht doch etwas Gutes von seiner Fabrik. Ich zeigte ihm Deine Baumpflanzung, und ich habe ihn nachher noch lange dort zwischen den Apfelblüten herumreiten sehen. Wie er wieder zu Pferde steigen wollte, gab er mir die Hand und sagte: Seyd nur ruhig über ihn, Alter — das Alles wird sich gewiß bald geben — und mich dünkt, Ihr habt da einen recht lieben Sohn. — Du kannst glauben, Ferdinand — (der Vater sprach es mit weichem Ton und nassen Augen, indem er den Sohn an die alte treue Brust drückte) Du kannst glauben, daß mich diese Worte rührten. — Nun sage mir, wo bist du ihm in den Wurf gekommen?"

Ferdinand erzählte, und der Alte schüttelte den Kopf noch bedenklicher, als gestern Abends der Geheimerath gethan hatte.

„Wenn Du mir nur wenigstens erst die Schrift hättest zeigen können — alles Uebrige möchte seyn, wie es nun ohnehin ist! Aber, Du bist doch einmal noch kein praktischer Landwirth!"

Zum Glücke konnte ihm der Sohn den öko=

nomischen Theil seiner Abhandlung, den der Vater hatte beurtheilen sollen, ja die ganze Schrift fast wörtlich aus dem Gedächtnisse mittheilen. — Der Alte machte allerley Einwürfe, ward aber allmählig ruhiger. — „Du bist recht brav geworden, Ferdinand — (sagte er zuletzt — und zum erstenmal in seinem Leben) mag es doch nun gehen, wie Gott und der König will — ich selbst vertraue Dir aber von heute an vollkommen; und Du magst ein Geschäft für Dein Leben erwählen, welches Du willst — ich bin ruhig über Dich! Ja meinetwegen laß Dir nur gleich morgen eine Pachtersjacke machen — denn, lieber Sohn, ich sehe wohl, Du wirst so wenig aus der Art schlagen, als ich und mein Vater und Großvater."

Mit kindlichem Entzücken umarmte ihn der frohe Ferdinand. „Wie gern (sagte er) will ich des Königs Beyfall, und jeden andern entbehren, wenn nur Sie, mein theurer Vater, mit mir zufrieden sind. — Sie, dessen Beyfall mir ewig der wertheste bleibt. — Ich habe es gut mit meinem Vaterlande gemeynt. Und, sollte es auch einzig bey meinem Willen bewenden, so werde ich zwar trauern, aber

dann gewiß immer so ruhig und zufrieden meine Praxis fortsetzen, wie ich schon jetzt seit einigen Tagen that."

Die Mutter war zum Besuche in der Stadt. Marien sprach er auf dem Rückwege in der Nähe des Finkenhauks. Sie grüßten sich zärtlich, und nachdem er auf ihr Verlangen das Hauptsächliche seines Abentheuers erzählt hatte, bat er sie in den Ausdrücken der brüderlichsten Liebe, ihm die Ursachen ihrer bisherigen Niedergeschlagenheit zu entdecken, die ihm so sehr zu Herzen ging. Aber das bange Mädchen schwieg und blickte ihm nur wehmüthig ins Auge; und als er sich dringender auf seine Bruderrechte berief, fieng sie an zu weinen, fiel ihm um den Hals und sagte: „O vergieb mir, bester Bruder! Fordere mein Blut — aber dieß Einzige kann ich dir nicht gewähren." Ihr Gesicht brannte jezt in einer heftigen Gluth.

„Arme, gute Schwester! (seufzte er) Vielleicht wäre es mir doch möglich, deinen Kummer zu lindern!"

„Gute Nacht, mein Ferdinand! (sagte Marie freundlich, indem sie schied) Laß alle Sorgen um mich fahren. Es wird noch gut werden — und glaube mir, seit einigen Tagen ist

ein großer Theil meiner Heiterkeit wieder zurückgekehrt!" — Sie gieng leichten Schrittes von ihm, und er sah ihr in stiller Rührung nach.

Wir wollen aber unsern Lesern jetzt kürzlich die Ursachen erzählen, warum die gute Marie gerade einen so weitentlegnen Ort suchte, um hier täglich sich in ihren stillen Betrachtungen zu verlieren.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf dieser reizenden Au einst als Kind oft mit ihrem Ferdinand und den Kronfeld'schen Kindern gescherzt und gespielt hatte. Auch jetzt noch war und blieb der kleine Platz ihr Lieblingsgang, besonders gegen Abend, wo man dort fast niemals von den Städtern gestört ward, von welchen sich wohl des Morgens frühe zuweilen Einer bis hieher verlief, die aber um die Abendzeit alle auf ihren nähern Promenaden blieben.

Einst saß Marie, still umgeben von den Gedanken ihrer geheimnißvollen Trauer, in der Kühlung jener Schatten, und strickte. Da war es ihr, als hörte sie zuweilen leise Töne von seltsamer Art aus der Ferne. So lange

sie auf ihrer Bank sitzen blieb, liessen sich diese Klänge von Zeit zu Zeit wieder leise wahrnehmen; so wie sie sich aber von ihrem Platz entfernte, um auf allen Seiten nach ihnen hinzuhorchen, tönten sie jederzeit schwächer und verlöschten endlich ganz. Allmählig überzeugte sich die Lauschende, daß sie nur in ihrer Nähe vernehmbar seyen, und entweder aus den Lüften, oder aus der Erde kommen müßten. Alles erschien ihr endlich wie blose Täuschung, und immer noch horchend rief sie: „Laß dich doch wieder hören, angenehmes Stimmchen!" Aber in diesem Augenblick überfuhr ein Schauder ihr ganzes Wesen — denn eben erklangen jene Töne wieder vernehmlicher als vorher — und in ihnen floß es, rührend wie eine bekannte Weise, und melodisch und ferne, wie aus einem schönen Alterthume herüber, in ihr Ohr. — Da war es, als tönte das liebliche Gesäusel neben ihr unter einer uralten Eiche aus der Erde herauf.

Marie umgieng jetzt aufmerksam diesen Baum und untersuchte jedes Plätzchen umher. Alles war wieder still geworden, und all ihr Suchen blieb vergebens. Der Baum selbst aber, den sie sonst nicht so aufmerksam betrach-

tet hatte, schien ihr heute so lieb und anmuthig, und, gegen die Anschauungen in vorigen Zeiten gehalten, so verjüngt und verschönert, daß sie sogar eine Zeitlang wähnte, es seyen jetzt weniger Knoten und Risse an seiner Rinde zu merken, als ehemals, und daher zuletzt mit ihren Armen in einer Anwandlung von unbegreiflicher Sehnsucht den alten Stamm liebevoll umschlang. — Sie glaubte eine Art von Schwindel zu fühlen, der sich aber bald wieder verlor. — „Das ist doch eine höchstseltsame Träumerey!" sprach sie zu sich selbst, und gieng, da nichts weiter zu hören war, nach Hause.

Mehrere Abende lang — und sie versäumte keinen derselben — blieb alles stille. Aber endlich glaubte sie doch einst wieder dieselben Töne zu hören. — „Kehrst du zurück, holdes Geflüster?" rief sie vor Freuden laut in die Lüfte hin, und fühlte die vorige wunderbare Sehnsucht in ihrem Busen erwachen. Die Töne verstärkten sich, liessen aber bald gänzlich nach.

Unsre Schwärmerin übergab nun ihr ganzes Wesen an diese Erscheinung, und wiegte sich stillentzückt auf dem Strome ihrer Phantasieen. Jede weitere Untersuchung kam ihr jetzt

verhaßt und schlecht vor — denn die Liebe zu Etwas Uebersinnlichem hatte ihr schönes Herz gerührt und bewegt., In stiller Weihe saß sie da, und ihre ganze Seele war und lebte — sie wußte nicht, wo!

„Wunderliebliche Stimme, (rief sie aus) die du mich so heilig umgiebst, wie der Geist oder Schatten eines göttlichen Liedes — die du selbst meine Sinne mit honigsüßer Würze umrauschest, so wie der Gesang eines mächtigen Bienenvolkes am warmen Frühlingstage den Ermüdeten aus der Ferne erquickt! O wer bist du? — Soll ich dich für den Schutzgeist meines Lebens halten, welcher liebend erscheinet, um meine liebende Seele zu trösten?"

Da bewegte sich vor ihren aufgeschlagnen Augen ein frisches Vergißmeinnicht, welches aus der Luft sanft zu ihren Füßen herabfiel — und leise erklang jetzt die wirkliche Melodie eines kleinen Liedes, das sie in ihrer Kindheit einst zu allererst mit Ferdinanden gemeinschaftlich erlernt hatte, und noch jetzt vor allen Liedern liebte. — Das gute Mädchen war dem Umsinken nahe. Aber, so wie die Melodie immer sanfter fortfuhr, zog in ihr Herz eine so brennende Liebe zu jenen Tönen der Kindheit

ein, daß sie innig und selig zu weinen anfieng und ihr Auge und die gefalteten Hände noch dem Himmel zuwandte, als der letzte Laut schon längst verrauscht war.

Von nun an blieb all ihr Denken und Sehnen einzig nach dieser Stelle hin gerichtet, wo das Wertheste ihres Lebens so wunderbar um sie her tönte und lebte. Täglich kam die stille Marie hieher, um aus dem Quell niegefühlter Seligkeit zu trinken, und ewig dürstend gieng sie wieder von dannen. — Oft lag bey ihrer Ankunft eine frischgebrochne Blume auf der steinernen Bank — oft, und am gewöhnlichsten sobald sie laut redete, hörte sie wieder den alten Ton — oft auch neue, stets aber halbbekannte Klänge, wie schöne Sagen aus alter Zeit. Zuweilen schwieg es viele Tage lang, und des Mädchens banges Harren und Rufen war vergebens. Dann kam es auf einmal ungerufen wieder, bald in wahren Melodieen, bald nur seltsam harmonisch, wie ein Summen ferner Bienenschwärme; und immer war es ihr, als kehre mit dem ersten Laute, auch in die Regionen ihres Innern ein reineres Leben wieder zurück.

Drey Abende vorher, ehe sie unserm Freunde

am Finkenhauk begegnete, hatte sie die Stimmen wieder vernommen. — „Wirst du mir niemals sichtbar werden, geliebter Schutzgeist?" fragte sie da in ihrer innigsten Sehnsucht. — Und horch! — es rief mit leisem Wehen: „Bald, bald, wenn du mich liebst!" — Die Stimme war so unbeschreiblich hold, und Marie fühlte ihren Ton sich selbst so verwandt und ihrem Leben süßgewohnt, daß ein Schauer namenloser Freude durch ihre Seele drang. — Von heute an erleuchtete eine gewisse Freudigkeit ihr Wesen, und jeden Abend bereitete sie sich zu dem heiligen Gange mit solcher Weihe vor, wie zu einem seligen Tode. — Aber tiefes Schweigen für die übrige ungeweihte Welt umgab nach wie vorher das fromme Mädchen — und das Wort ihres tiefverborgnen Kummers wagte sie ja nicht einmal dem unsichtbaren Schutzgeiste zu nennen.

Unser Ferdinand gieng einige Tage nachher des Morgens zu seinem Richard, um, wie er letzthin versprochen hatte, auch ihn noch mit dem Geheimnisse seines neulichen Vorfalles vollständig bekannt zu machen. Er war

vorher

vorher immer Willens gewesen, auch diesen seinen besten Freund erst dann über jene Schrift urtheilen zu lassen, wann sie in's Reine geschrieben seyn werde; welches aber die plötzliche Dazwischenkunft des Monarchen verhinderte.

Allein er fand heute seinen Freund äusserst zerstreut und beschäftigt, weil er so eben Weisung erhalten hatte, wegen einer sehr wichtigen Sache noch diesen Vormittag abzureisen. Da seine Reise sich auch wohl in die Länge ziehen konnte, so hatte er so viel zu packen, in Ordnung zu bringen und Ferdinanden aufzutragen, daß er auf dessen Erzählung nur halb hören konnte. Als sie sich endlich trennten, wünschte ihm Richard Glück und Gedeihen für seine Angelegenheit. Dann besann er sich plötzlich, und blickte düster zur Erde.

„Was ist Dir noch?" fragte Ferdinand.

„Ja, höre — (sagte er in höchstem Aerger) auch ich hätte wohl etwas Aehnliches auf dem Herzen, das ich Dir mittheilen könnte — und die verdammte Reise — so ehrenvoll und einträglich sie auch eigentlich werden muß, so tief möchte ich sie doch dermalen verfluchen! — Aber" —

Sein Freund drang mit lebhafter Wärme in ihn, er möge sich näher erklären.

„Nein — (sagte er nach einigem Bedenken und ward immer mißmüthiger) nein, es läßt sich nicht thun — es könnte uns Beyden schädlich werden — nein, ich muß vor der Hand alles dem Schicksal überlassen! Es geht mir hart ein. Vielleicht bin ich ein Thor!"

Jede weitere Bitte um Mittheilung war vergebens. — Ferdinand verließ ihn mit einiger Unruhe. — Kaum befand er sich wieder zu Hause, als er zwey Befehle zu gleicher Zeit erhielt. Ihr Innhalt bestand in nichts Geringerem, als daß er um elf Uhr bey'm Könige, um zwölf bey dem Minister erscheinen solle.

Es war ihm seltsam zu Muth, als er, mitten im Rennen und Treiben der königlichen Vorzimmer elf schlagen hörte. Aber mit dem Schlage hies es auch sogleich, der König habe bereits nach ihm gefragt — und von diesem Augenblick an fühlte er, daß sein ganzer Muth zurückgekehrt war.

„Guten Morgen, lieber Ferdinand Miller. — (tönte es freundlich) Sie sind schön! — Es ist Schade, daß Sie keine Militäruniform

tragen. — Aber — wissen Sie wohl, daß aus jener angenehmen Stunde, die ich mir neulich von ihrer Lektüre versprach, mehrere geworden sind? Ich konnte nicht so schnell damit fertig werden; denn Sie schreiben ein wenig enge, und kritzeln auch wohl mitunter ein Bißchen. — Hören Sie, meine Zeit ist heute sehr eingeschränkt, und ich behalte mir es vor, bald einmal ausführlich mit Ihnen über Ihre Abhandlung zu sprechen. Sie hat mir im Ganzen gefallen. Nur müßten Sie doch wohl, wie ich hie und da mit Bleystiftstrichen darinn bemerkt habe, Ihre Wärme noch etwas mehr mässigen. Lieber Miller, man kommt damit heutzutage nicht mehr fort. Was Sie und mich erwärmt, (Er sagte dieß mit einer ungemein freundlichen Rührung) das erwärmt noch keinen Staatsmann, oder gar den Staat? — Indessen, bis wir wieder einmal zusammenkommen, reden Sie mit dem Minister. Diesem habe ich meine Meynung gesagt. Ich selbst trage dergleichen Sachen gern mit mir herum, und werde mich dabey Ihrer Person immer mit Vergnügen erinnern."

Der Monarch nickte gnädig, und die Flügelthüren rauschten wieder für die Hoffnungen Anderer auf.

Unser Freund konnte, bis die Stunde bey'm Minister schlug, nicht recht darüber mit sich selbst auf's Reine kommen, ob er von dieser Privataudienz wohl mehr oder weniger erwartet habe, als er nun gefunden? —

Im Vorzimmer des Ministers ließ man ihn so lange warten, daß er nach und nach ganz mißmüthig ward. Doch trat er zuletzt mit aller Fassung ein.

Der Minister lachte. „Sie sollten nicht so freundlich aussehen — (sagte er) denn ich mußte Sie doch erschrecklich lange warten lassen! Noch dazu kommen Sie, wie ich weiß, vom Könige, der uns alle so selten warten läßt, und der, wie ich gestehen muß, seine Zeit viel weislicher und richtiger einzutheilen versteht, als ich bis jetzt gelernt habe."

„Man darf nicht vergessen, (sagte Ferdinand lächelnd) daß der König auch mächtiger ist, als Ihre Excellenz."

„Das ist freylich Etwas — (versetzte er heiter) aber es müßte doch auch uns eine bessere Zeitordnung zu halten möglich seyn — wir lernen sie nur meistens erst dann einsehen, wann es schon zu spät ist. — Nun, lieber junger Mann, es freut mich, daß Sie Frieden mit mir ma-

chen wollen! — Nach allem, was mir unser Geheimerath Kronfeld von Ihnen gesagt hat, läuft niemand bey Ihnen Gefahr, Ihr Herz durch Tadel oder Lob zu beugen oder stolz zu machen. Daher lassen Sie mich Ihnen recht aufrichtig meinen Beyfall über Ihr liebenswürdiges Machwerk bezeugen, welches mir gestern Abends so vieles Vergnügen gewährt hat, daß ich Sie dafür recht herzlich umarmen muß!"

Er verbreitete sich nun, gleichsam mit vollen Geistesflügeln, über die Sache. Mitten im stärkenden Lobe ließ er Ferdinanden oft einen verständigen Tadel erblicken, dessen Zartheit diesem Bewunderung abnöthigte, dessen belehrende Gründlichkeit seinen Verstand, so zu reden, auf der Stelle besserte. — Für das Ganze schien er leidenschaftlich eingenommen, und seine Zurechtweisungen giengen fast überall nur auf den aus der Schrift ersichtlichen Verstandesmenschen des Autors überhaupt. Seine Kritik erschien dem Lehrlinge wie eine theoretische Saat, deren ganze reiche Ernte von Nutzanwendungen er bereits in der schönsten Nähe seiner Zukunft vor sich zu erblicken glaubte.

Daß der Minister seine Abhandlung durchgängig für vollkommen deutsch gedacht er-

klärte, und allem, was er darinn über deutsches Wesen sagte, unbedingt beytrat, dieß that unserm Freunde von Herzen wohl, und beruhigte ihn über vieles andere.

„Besonders, (sagte der Kritiker) finde ich vielen Sinn in dem, was Sie, vorn in mehrern Sätzen, über die Kennzeichen des deutschen Gemüthes zum Besten geben; und ich habe mich hie und da bey'm Lesen gar mancher selbst erlebten Beyspiele von Aeusserungen dieses Gemüthes mit der größten Freude erinnert."

„Der Zufall läßt uns gerade in der Nähe ein solches Beyspiel bemerken," fiel Ferdinand ein (der jetzt auf seinem Steckenpferde saß) und machte dem Minister ein Kind bemerklich, das in diesem Zimmer auf dem Sopha mit einem kleinen hübschen Spitzhunde spielte. Der Spitz nahm es, mit dem diesen Thieren eignen, durch die klaffenden Zähne komisch hervorknarrenden Gelächter bey Nase und Ohren, küßte es freundlich wedelnd, zwickte es wieder sanft, schlug mit den Pfoten nach ihm, zerrte kopfschüttelnd an seinem Gewande und beleckte dann plötzlich wieder einmal das ganze Gesicht — worüber das Kind, welches

sich nicht mehr vor ihm zu retten wußte, so leise, und doch so herzlich und schmerzlich, ja bis zum Ausbleiben des Odems lachte, daß beyde Männer sich bald ebenfalls vor Lachen die Seiten halten mußten.

„In seinem Lachen malt der Mensch sein eignes Gemüth. (sagte Ferdinand) Und dieses gänzliche Hingeben an das Spiel des Lachens — dieses holde Leiden in einem lachenden Gesichte — dieser wahre Schmerz vor reiner Spiellust — ist ein ächtdeutscher Zug. — Das anständige Lächeln — das kluge, boshafte, schallende, spöttische, grinzende, selbstgefällige, alberne, ja selbst das gutmüthige Lachen u. s. w. vermögen andere Nationen viel besser zu machen, als wir. Allein ein bloses, reines, menschliches Lachen, zu welchem uns einzig die Liebe zur gemüthlichen Freude nöthigt — zu dessen Vollständigkeit es zuweilen gehört, daß sich der Deutsche (er sey Kind oder Greis) ordentlich niedersetze oder lege, um zu lachen — wodurch endlich der Deutsche einen ganzen um sich versammelten Kreis von sach-, und selbst von landfremden Menschen gewaltsam zum Mitlächeln, wo nicht zum Mitlachen, nöthigt — bloß weil sein

ganzes Gemüth gerade lachend erscheint — dieß vermag keine andere Nation zu äußern. — Der einzige Holländer kommt uns beynahe gleich; aber man muß nicht vergessen, daß dieser auch wirklich ein Deutscher ist, und vielleicht der ächteste unter den Deutschen seyn würde, sobald er nur „hooch", oder wenigstens platt reden könnte. — Und so bleibt denn wieder die Sprache überall die Hauptsache. —

„Ein anderer Gedanke (fuhr der Minister nach einiger Zeit fort) war mir in Ihrer Abhandlung ebenfalls so willkommen als einleuchtend. Seit unsern neuesten Kriegen hält man es nemlich in Deutschland gar nicht mehr für zweckmäßig, möglich, oder nur der Mühe werth, Befehle und Veranlassungen zu der Herstellung jenes innern Heils unsrer Länder zu geben, das doch gleich in seiner ersten endlichen Entstehung in sich unzerstörbar seyn würde und müßte. Statt durch Gründung des innern wahren Heils die Leiden der Gegenwart zu lindern und in den Räumen der Zukunft einen unverlöschlichen Hoffnungsstern zu befestigen, schiebt man nur alles auf den Druck des Auslandes, hält sich, ewig jammernd, für

gänzlich verloren, versteckt die eigne Faulheit, Verderbtheit und Feigheit weislich hinter dem Andrange fremder Gewalt, und ergiebt sich überall — wo man wahrhaft bereuen, das heißt, sich auf der Stelle bessern sollte — nur einer nationalen (und, wie Sie sehr richtig sagen, höchst komischen) Verzweiflung! — Wollte man doch endlich diese abscheuliche Gottlosigkeit ablegen, und sich mit redlicher Gesinnung von der großen Wahrheit überzeugen lassen, daß an unserm wahrhaft Besten uns nie irgend eine fremde Gewalt, am wenigsten eine wirklich große Macht hindern kann und wird!"

In allem aber, was Ferdinand über den eigentlichen Gemeingeist gesagt hatte, fand der Minister vor der Hand nur fromme Wünsche. „Deutscher" public spirit (sagte er lachend) kam mir von jeher stets höchst wunderlich vor, und klingt meinem Ohre schon so seltsam, wie ein deutsches „God save the King."

„Ich hasse sogar diese Benennungen, (sagte Ferdinand mit einiger Lebhaftigkeit) weil sie aus der ärgsten und mir widerwärtigsten aller deutschlateinischen Sprachverstümmlungen, dem Englischen, herstammen. — Aber

— (fuhr er lächelnd fort) was würden Ihre Excellenz sagen, wenn ich sie dennoch mit einem deutschen „Domine salvam fac patriam" bekannt machte, das ich vor einiger Zeit wirklich zu dichten versuchte, und im Nothfalle gleich heute im Theater absingen lassen könnte?"

„Darauf wäre ich denn doch sehr begierig!" rief Jener und schlug vor ironischer Verwunderung in die Hände. Er versprach auf der Stelle, morgen Abends im Kronfeld'schen Hause zu erscheinen, wo ihm Ferdinand eine kleine, aber doch richtige, und noch dazu vierstimmige Privatidee von diesem unglaublichen und seltsamen Kunstwerke zu geben hoffte.

„Und nun, (fuhr der Minister fort) da ich doch Ihr Herz so ganz bescheiden und unbefangen finde, nun sollen Sie auch das Resolut selbst lesen, was unser König unter Ihre Abhandlung geschrieben hat. Gewiß, Sie werden mir dabey nachfühlen, welche Lust es ist, einem Könige zu dienen, der selbst so denkt und beurtheilt, und handelt, wie dieser!"

Unser Freund las Folgendes: „Diese Abhandlung, die mir ausnehmend wohl gefällt, habe ich zufällig einem jungen Menschen abgenommen, der mir fast noch besser gefällt, als

seine Abhandlung. Sie soll unter seiner Aufsicht sogleich auf meine Kosten gedruckt, an alle geistliche und weltliche Beamten in meinen Staaten vertheilt, und dann in öffentlichen Verlag gegeben werden, damit man bald das Urtheil guter Köpfe in Deutschland darüber erfahre. — Da ein Theil dieser Vorschläge, welcher die Obstbaumzucht und eine Erweiterung der Stadt- und Landschulen betrifft, auf den unbestrittensten und einleuchtendsten Grundsätzen beruht und wohl auch im deutschen und fremden Auslande Beyfall finden wird, weil er auf alle deutschen und manche andere Länder zu passen scheint, auch in Rücksicht der Ausführung ungemein leichte, sichre und schon an sich nützliche Mittel darbietet — so habe ich mich fest entschlossen, diesen Theil derselben in Gottes Namen unverzüglich in meinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Die Ausführung soll aber auch sogleich überall, wo es irgend thunlich ist, wirklich angefangen werden; und sie ist hiermit dem Verfasser der gedachten Schrift übertragen, welcher unter meiner und des Ministeriums unmittelbarer Aufsicht stehen soll, und welchem zwey oder drey von ihm selbst zu wählende Individuen zur Hülfe un-

tergeben werden müssen. — Da Miller und seine Untergehülfen — ersterer etwa mit dem Titel Landschuldirektor — von heute an in königliche Dienste treten, so muß ihnen freylich einstweilen eine ausreichende und anständige Besoldung ausgemittelt werden, bis sich dazu ein eigner Fonds ergiebt. — Demnächst glaube ich gestern sogar in der Nähe um die Residenz her an bloß wüsten Strichen, zu meinem Erstaunen, wirklichen Platz für mehrere Hunderttausende der größten Bäume gefunden zu haben. Da ich nun wünsche, daß Miller, wenn ihm Zeit dazu übrig bleibt, sich zugleich einer Specialeinrichtung für hiesige Gegend unterziehen möge, die ein schönes Muster für das Königreich abgeben könnte, so soll man ihm das Schlößchen auf dem Trifthofe zu Aufstellung seines Büreaus eingeben, welches Gebäude ich hierzu noch in hinreichend gutem Stande gefunden habe; auch soll ihm zugleich ein schickliches Stück Land von dieser königlichen Domäne angewiesen werden, um dort die ersten Versuche zu machen, und etwa von da aus manchen Gemeinden in der Nähe die erste Hülfe und Belehrung zufließen zu lassen. — Der Rath seines Vaters, eines anerkannt

rechtschaffnen Mannes und geschickten Landwirths, kann ihm wohl zu Statten kommen, und in dieser Wohnung wird er auch von der Sorge für sein Hauswesen frey seyn — oder, es wäre wohl am besten, er heyrathete bald, und dann mag er sich dort selbst einrichten."

Im Ministerium war bereits über die Sache debattirt. „Denn Sie können denken, (sagte der Minister) daß er dabey nun keinen langen Aufschub duldet."

Ferdinand verbarg die Gefühle seiner Freude nicht, und der Minister schien über die frommen Gesinnungen des guten Menschen innig gerührt, und sicherte ihm freundlich seinen beständigen Schutz und Beystand zu, dessen er so sehr bedurfte. — Sie redeten noch über die Ausführung des ersten Anfangs. Miller hatte hierzu schon alles fertig und versprach, gleich morgen ihm alle nöthigen Concepte zur Genehmigung vorzulegen.

Den Rest dieses Tages und den nächsten Morgen brachte er mit Verbesserung seiner Abhandlung zu, und erst des folgenden Tages — nachdem alle Papiere in des Ministers Händen waren, dieser auch sein herzlich gemeyntes Dankschreiben dem edelmüthigen Könige selbst

zu überreichen versprochen, und ihn bey'm Weggehen noch mit dem für ihn bereits ausgefertigten höchst ehrenvollen königlichen Dekret überrascht hatte — sprang der selige Mensch dem geliebten Trifthofe zu, nannte diese herrlichste aller Wohnungen entzückt, und heute schon zum erstenmal mit vollem Rechte „sein," und eilte in die Arme des treuen Elternpaares.

Er traf Vater und Mutter in der schönen Gartenlaube an. „Ich bin glücklich, liebe, theure Eltern — ich gehe dem seligsten Beruf entgegen!" rief er, und hielt den Erstaunten die königliche Urkunde entgegen. — Sie lasen mit gespannter Erwartung — da bildete sich während des Lesens eine dreyfache Umschlingung — sie nannten ihn ihr gutes, frommes, wohlgerathnes Kind, ihr Einziges und Alles auf dieser Erde, und dankten Gott mit jenen Thränen, deren Quell in den Thälern einer schönern Welt entspringt.

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! (schluchzte Beate und blickte zum Himmel) Mutter, Mutter — es war dein letzter Wunsch für mich, als du von hinnen schiedest — fromme, selige Mutter, blicke herab! Er ist erfüllt in meinem Ferdinand!"

Nach einiger Erholung von der Gewalt dieser Gefühle trat die Familiengruppe freundlich zusammen, und der Sohn theilte seinen Lieben alles mit, was der edle König unter seine Abhandlung geschrieben hatte. Den einzigen Punkt des Heyrathens verschwieg er jetzt, aus einer plötzlich empfindenden Anwandlung von jugendlicher Scham.

„Ferdinand — (sagte Beate mit einem mütterlichen Kusse, und lehnte sich an ihn, versunken in der Betrachtung der schönen Gestalt) Ferdinand, Du bist jetzt auf einmal genöthigt, hier eine nicht kleine Haushaltung einzurichten. Sage mir, lieber Sohn — sollen wir diese für Dich übernehmen? Oder — erröthe nur nicht — willst Du uns nun eine gute Tochter aussuchen? — Sieh, ich bin nicht mehr jung — wenigstens keine von den Stärksten." —

Er gieng endlich schüchtern mit der Aeusserung des Königs über diesen Punkt heraus — denn die Sorge für die Mutter fiel ihm auf's Herz, und das Bild des wirklichen Lebens mit allen seinen Nothwendigkeiten trat jetzt zum erstenmal groß und deutlich vor ihn hin. — „Glauben Sie, daß es gut wäre? (fragte er

mit niedergeschlagnen Augen) Ich hielt mich für zu jung." —

„Du hast am Ende nicht Unrecht. (sagte der Alte) Laß ihn ruhig, Beate!"

„Nun — (fuhr der Sohn nach einigem Stocken heraus und ward glühend roth) was meynen Sie zu einem Manne von einundzwanzig, und einem Mädchen von siebzehn Jahren? — Denn — ich läugne es nicht, daß ich zu lieben glaube."

„Ich wünschte freylich wohl zehn Jahre mehr Unterschied. (sagte der Vater bedenklich) Indessen — Beate, war es nicht gerade auch unser Verhältniß? Und hat es nicht dennoch gut gethan, Du liebes, bestes Weib?"

„Erkläre Dich, Ferdinand!" rief die gespannte Mutter, indem sie ein wenig zitterte.

„Caroline Kronfeld. (sprach sein Mund wehmüthig und sein Auge glaubensvoll) Ich fühle, daß sie mir innig werth ist, und daß ich ohne sie nicht mehr ganz glücklich seyn würde."

Die Mutter setzte sich, faltete ihre Hände und sah flehend zum Himmel.

Du hast ein Hartes ausgesprochen! (rief der erschrockne Vater und ergriff, wie ausser sich,

des

des Sohnes Hände) — Und — sagt Dir denn auch Dein Verstand, daß Du mit ihr glücklich seyn werdest?"

„Er sagt mir, daß sie mich liebt. Das Uebrige muß sich finden!" — Er blickte fröhlich zu Gott auf.

„Vater im Himmel — Du hast meine heissen Wünsche und Thränen für dieses theure Kind gezählt!" schluchzte Beate.

„Halt! (ermannte sich jetzt der Alte) Mutter, fasse in diesem Augenblick alle Kraft zusammen — mache Deines Sohnes Herz nicht schwer — Du siehst, wie freudig es ist! — Und Du, Ferdinand, verlaß uns jetzt — ich muß mit Deiner Mutter reden — gehe nach der Stadt zurück. Alles ist zu spät. Du hast eine Wahl getroffen — Ferdinand, Du willst viel wagen!"

„Und viel, unsäglich viel gewinnen!" sagte der Liebende und beugte sich tröstend zu der weinenden Mutter nieder.

„Du bist ein guter, verständiger und wahrer Mensch! (sprach Miller mit einiger Ruhe) Geh und nimm unsern ganzen Segen! Der Segen rechtschaffener Eltern ist ja, wie man sagt, ein erhörtes Gebet! — Geh, Sohn

— aber ach! (stammelte er) mögest Du so selig mit ihr leben, wie Fritz mit seiner Beate!"

Sie trennten sich unter häufigen Thränen. Die Stimmung war sehr ernst geworden. Es galt dem Glück eines ganzen Lebens.

Unser braver Alter wandte alles an, um seine geliebte Beate zu beruhigen, die sich jetzt ganz ihrem Grame hingab.

„O Marie! (rief sie aus) Arme, herzensgute Marie! Deine stille Liebe hat es nicht verdient, daß er dich nun verwirft! — Wie soll ich der Armen diese traurige Geschichte entdecken! Es ist nur allzugewiß, daß sie ihn liebt — und ach, es war mein theurester Wunsch!"

Nach des Vaters Meynung hingegen schien es noch gar nicht ausgemacht, ob Ferdinand der geheime Gegenstand von Mariens Trauer sey, wie Beate glaubte. Marie hatte sich den Eltern niemals vertraut. Auch Ferdinand schien nichts zu muthmaßen — und seine Unbefangenheit, die er mitten in der brüderlichsten Liebe gegen sie zeigte, gab in Millers

Augen der Sache überhaupt viel Unwahrscheinliches. — Und auf der andern Seite betrachtete er Ferdinands Liebe zu dieser Caroline, deren Charakter freylich nicht in gutem Rufe stand, als ein unvorhergesehenes Unglück, woran Niemand, und der Sohn selbst nicht Schuld sey, und welches auch Niemand zu ändern vermöge — im besten Falle aber, der ihm bey einer wahren Liebe immer sehr möglich schien, sah er darinn ein unverhofftes, von Gott ihnen zugesandtes günstiges Ereigniß. Und so hielt er es für Sünde, Ferdinanden von ihren Vermuthungen in Rücksicht Mariens jemals nur das Geringste zu entdecken, da die elterlichen Wünsche doch einmal vereitelt waren, und der Sohn deßhalb in einer glücklichen Unwissenheit lebte.

„Ich darf nicht ungerecht seyn! (warnte die gewissenhafte Beate nach einigem Ueberlegen ihr eignes Herz) Denn ich vermag es nicht zu läugnen, Caroline hat mich stets mit einer wahren Zärtlichkeit geehrt und geliebt — nur freylich, wie ihre Stiefmutter sagt, auch mich allein unter allen Menschen — und, Gott, wer weiß denn, welche Absichten ihr dabey vielleicht vorschwebten? — Doch

nein, ich will nicht undankbar gegen sie seyn — ich will sie von ganzer Seele wieder lieben! — Aber — soll ich denn meine theure Marie verschmachten sehen? Glaube mir nur, guter Miller, sie liebt ihn; aber ihr bescheidnes Herz hält sich seiner Gegenliebe nicht für würdig. Dazu kommt das Gefühl ihrer Armuth. Sie weiß, daß Du nicht geizig, aber ein strenger Wirth bist. Auch hast Du — verzeihe mir diese Bemerkung — von jeher Dich Marien zu wenig genähert, um das blöde Kind Deinen ganzen Werth, oder nur Deine wahren Gesinnungen über das Zeitliche, einsehen zu lassen. — Und so trägt sie ihre Liebe nur im stillen Herzen, und stirbt daran!"

„Es scheint mir, Du hast Unrecht, Beate! (entgegnete der sinnige Miller) Wahr ist's, daß mir Marie von jeher nicht wacker genug schien, oder soll ich sagen: zu furchtsam, oder nicht offen genug gegen mich selbst? Und doch liebte ich sie stets so zärtlich und väterlich! Nun freylich — ich bin rauh, und es ist immer möglich, daß die Schuld mein war. Allein, seit Ferdinand wieder da ist, hat sich ja dieß geändert, und sie hängt mit gleicher Liebe an Dir und mir,

Und so viel muß sie gewiß immer von meinem Charakter gekannt haben, daß sie mir bey einer Wahl für meinen Sohn keine Geldabsichten zutraut. — Ich gestehe Dir jetzt, daß unsres Sohnes Verbindung mit Marien insgeheim auch mein liebster Wunsch war; aber Veranlassung dazu wollte ich niemals geben, rieth auch Dir davon ab — denn man darf nie eine Liebe veranlassen — sie muß von sich selbst kommen. Und jetzt siehst Du doch, meine Beste, daß der Himmel unsre Wünsche nicht erhören will? — Ich bin ruhig über Marien. Wir haben sie nach unsern Kräften erzogen — gleich unserm eignen Sohne; das wird uns ihr guter Vater in der Ewigkeit bezeugen! — Ausser einer reichlichen Ausstattung habe ich ein hübsches Kapital für sie bestimmt, da Gott unsern Fleiß so sehr gesegnet hat. — Ihr Kummer ist der meinige — Gott helfe ihr — doch unter diesen Umständen mag ich nicht weiter auf Mittheilung desselben dringen. — Aber ich will ihr sogleich die Neuigkeit sagen. Dort kommt sie aus dem Finkenhauk zurück. Vielleicht entdecken wir Etwas. Sey ruhig!"

Als Marie vor ihnen stand, sagte er lächelnd: „Marie, hättest Du es wohl für mög-

lich gehalten, daß Dein Bruder Ferdinand vielleicht Carolinen heyrathen wird?"

Sie veränderte die Farbe und blickte auf die weinende Mutter. „Sie erschrecken mich, bester Vater — denn ich sehe meine Mutter in Thränen. — Aber — für möglich habe ich dieß immer gehalten. Ferdinand war von jeher der Einzige unter uns allen, welcher einige Gewalt über ihren Willen hatte, und diese auch wirklich mit einem gewissen wohlthätigen Eifer ausübte." — Sie schwieg und sah zur Erde.

„O Marie! (rief Beate und zog die Geliebte wehmüthig in ihre Arme) Welches Schicksal prophezeyhst Du ihm?"

„Ich glaube an die göttliche Vorsehung, gute Mutter! Möge sie für meinen Ferdinand das schönste, herrlichste Loos bereiten!" — Sie hob das volle Auge, und entfernte sich bald von den Eltern.

„Sie betet oft im Stillen, und brünstiger als je," sagte Beate, indem sie seufzend ihr nachsah.

„Wohl ihr! (beschloß Miller) So dürfen wir uns beruhigen. Auch, liebe Beate, ersehe ich aus diesem allen bis jetzt weder eine

unglückliche Neigung zu Ferdinanden, noch sonst ein bestimmtes Uebel. Behalte Du ihre stille Trauer im Auge; und sollte diese so drohend werden, daß man endlich selbst für Mariens Gesundheit fürchten müßte — dann wollen wir einen eindringendern Versuch zu seiner Entdeckung wagen."

Während dessen wanderte unser Held langsam und gedankenvoll der Residenz entgegen.

Er glaubte einmal fest an die reizende Caroline, war aber in Rücksicht ihrer des Widerspruchs von Jedermann längst gewohnt, und hatte daher auch jene Besorgnisse seiner Eltern schon vorher erwartet.

„O wie sollt ihr Alle doch bald erstaunen (rief er aus) über das, was Caroline ist, wann nun meine treue Liebe sie fest umklammert und schützt und neu belebt — und wann in schmelzender Zärtlichkeit der lang gefesselte Geist eines innigen und gläubigen weiblichen Wesens wieder frey aus ihrem sanfteren Auge glänzt!" — Mit dem eifrigsten Forschen durchgieng er in dieser Stunde nochmals jeden ihrer Charakterzüge, den er bis jezt belauscht hat-

te, und überall glaubte es das Herrlichste zu finden.

Und was war und blieb denn zuletzt schlimm an ihr? — Eine ungewöhnliche, stets mit Blitzesschnelle hervorbrechende Lebhaftigkeit. Diese mußte bekämpft, und durch die Erziehung der sorgsamen Liebe zu einer schönen ruhigen Wärme gemildert und ausgebildet werden. Denn, was ihre jetzige tiefe Verschlossenheit in sich selbst betraf, so hielten nur Andere dieselbe für eine bösartige Verstocktheit — ihm machte sie keine Sorge, ihm war sie nur das Werk einer Stiefmutter, die sich zwar nicht böse, aber selten unbefangen und niemals liebreich gegen sie gezeigt hatte, und zu wenig Geist besaß, um dieses allverkannte, stillmurrende, nur in innerster Tiefe geniale Wesen zu durchschauen — zum Theil auch das Werk einer Schwester, welche, selbst dem Gemeinen nahe, mit einer an das Schwächliche grenzenden Gutmüthigkeit allen Menschen willig entgegenkam, und, ohne von persönlicher Eitelkeit frey zu seyn, Carolinen doch nichts zu geben hatte, als — Langeweile.

So urtheilte der Liebende — zwar er allein, aber doch mit festem Muth und der fro-

hesten Ueberzeugung. — Schon wollte er die erfreuliche Rechnung schließen, als ihm plötzlich noch einmal das Schlimmste von Allem, schwer wie Bergeslast aufs Herz fiel — der Geiz.

Hier ward ihm ein wirklicher Flecken im Charakter selbst sichtbar — und sein Herz erbebte. — Er für seine Person hatte noch keine Proben von ihrem Geize bemerkt; allein Jedermann nahm diese Eigenschaft an ihr für längst bekannt an. — So viel war richtig: sie hatte nie Geld — d. h. sie ließ es nie sehen. Ihr monathliches Taschengeld, welches beträchtlich war, verschloß sie immer sogleich mit größter Sorgfalt. Daß ihre höchstsparsamen Ausgaben die Einnahme nicht zur Hälfte erreichten, darüber waren ihre Aufpasser einig. — Sophie that den Armen viel Gutes, und Jedermann wußte — wie ihr die spöttelnde Caroline einmal vorwarf — von ihren geheimen Wohlthaten zu erzählen. Sie hingegen gab bekanntlich nichts. Wo kam also ihr Geld hin? — Er hatte bisher immer gehofft, sie verwende alles auf ihre Garderobe, die besonders in Rücksicht der Wäsche an Pracht ihres Gleichen nicht haben sollte. Aber heute

— wo unsern Freund die äusserst wichtige Meynung seiner besorgten Eltern einmal in Unruhe gesetzt hatte, fand er weniger Gründe für jene Hoffaung als sonst; und mit Schaudern dachte er zum erstenmal „Geldliebe” und „Geldsammeln” — diese scheußlichen Ideen, die ihm bisher bey dem Gedanken an Carolinen unmöglich, und heute ganz unerträglich vorkamen.

Er sann auf Heilmittel — und ach, er fand und wußte keins! — „O Gott! (rief er im reinsten menschlichen Schmerze) Sollte denn die reizendste Hand, die ich je auf Erden faßte, sich dem Elende der Menschheit gegenüber verschließen? — Nein, es ist unmöglich, daß in diesem Tempel Gottes ein Opferfeuer für den schändlichen Mammon flamme! — Nein, verzeih, meine Caroline! O verzeih dem Kleingläubigen! — Deine reinen, anmuthigen Züge können nicht so heuchlerisch das Abbild ihres Gottes lügen, der auch barmherzig ist! — Ha! was darf mich die Sorge über dein Thun oder Unterlassen noch kümmern — denn wahrlich, du bist viel! — Und sollte mein Herz jetzt dennoch irren — o Gott im Himmel, so leuchte mir!”

Ferdinand war während dessen bey einem kleinen Gebüsche stehen geblieben, und schaute noch betend in die Abendröthe, als er einen Mann bemerkte, der bisher ihm auf seinem Pfade langsam entgegengewandert war, und nun, statt vorbey zu gehen, ihm gegenüber, in Betrachtung seines Gesichts verloren, stillstand. Indem er sich nach ihm hinwandte, nahte ihm der blasse, dürftiggekleidete Mann mit einer raschen Bewegung. „Verzeihen Sie, mein Herr — (fieng er schüchtern an) Ihre schönen freundlichen Züge flößen mir ein gewisses Vertrauen ein — — Sind Sie reich?"

„Was verlangen Sie von mir?"

„Ich wage es, Sie um ein Geschenk von zwanzig Thalern zu bitten, mit dem ich einen nicht unwürdigen Freund diesen Abend noch vom Untergange zu retten vermag."

„Wer sind Sie? Ich habe Ihr Gesicht wohl einmal gesehen." —

„Ein armer Gelehrter — mein Name Grollmann — meine Wohnung Königsstraße Numer zweyunddreyßig."

Der Name und das Haus waren Ferdinanden bekannt, und die Züge des Mannes

gaben jedem seiner Worte größere Wahrscheinlichkeit. Schnell fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele: er wollte diesen Menschen zum Werkzeuche gebrauchen, um Carolinens Herz insgeheim zu prüfen.

„Ich selbst (fuhr Jener fort, als er unsern Freund in Gedanken sah) bin zwar ebenfalls äusserst arm, bedarf aber dieser Gabe nicht für mich; denn ich lebe mit meiner ganzen Familie seit einiger Zeit von fremder Wohlthat — einzig von der Unterstützung eines edlen Menschen, die ich noch drey Monathe lange zu genießen habe, wo endlich eine Besoldung für mich anhebt, welche mir dann meine vollkommne Nahrung gewähren wird. — Vielleicht bin ich in jener günstigen Lage sogar im Stande, Ihnen nach einiger Zeit die zwanzig Thaler wieder zu erstatten, wozu ich mich von Herzen erbiete. Uebrigens bitte ich um gütige Erkundigung nach mir bey meinem Hauswirthe.”

„Und warum half Ihnen nicht auch heute jener edle Wohlthäter?” fragte Ferdinand, ein wenig erröthend und mit leiser Stimme.

„Dieß wäre wahrscheinlich — ja wahrlich, es wäre geschehen — (sagte Grollmann lebhaft) und ich hätte auch eine solche

kühne Bitte für meinen Freund gewagt, da er es gerade noch werth ist; allein, ich konnte heute dort nicht vorgelassen werden." —

„Gut — (er zog seine Börse) hier sind zwey Doppellouisd'or."

„Großmüthiger, trefflicher Mensch! (rief er jetzt begeistert, und schlug ein Paar fromme Augen dankend zum Himmel auf) Lassen Sie mich Ihren Namen wissen!"

„Er thut noch nichts zur Sache. (erwiederte der sinnige Miller) Aber ich werde Sie gewiß selbst aufsuchen, und — um eine Gegengefälligkeit bitten."

„Alles, Alles, was ein Mensch mit Ehre und Gewissen nur irgend zu leisten vermag!" rief Grollmann voll Freude und eilte mit fliegenden Schritten nach der Stadt zurück.

Ferdinand folgte ihm langsam, indem er darüber nachsann, wie er wohl morgen sich am schicklichsten dieses Menschen zu seinem Zwecke bedienen könnte.

Bey seiner Ankunft in der Stadt ging er sogleich in das Kronfeld'sche Haus, und bat sich dort zu Tische. Die Familie war so eben

von einer Fahrt auf das Land zurückgekehrt, und der Geheimerath befand sich schon bey der Gesellschaft, da man den Minister von Salmen gemeldet hatte.

Die Freude über Ferdinands Glück, welches der Geheimerath, und von diesem die Uebrigen bereits wußten, war allgemein und herzlich. Besonders theilnehmend schien der Vater.

„Ich hätte wohl dabey seyn mögen, (sagte er) als die Eltern es von Ihnen erfuhren. Ja, ich hätte gern Deine Freude mitempfunden und mitgelebt, mein alter braver Miller! — Und — (fuhr er mit einer gewissen Bedeutung fort) daß der König ein Wort vom Heyrathen gesprochen hat — nicht wahr, das schien der Mutter noch die allerherrlichste Veranstaltung bey der ganzen Sache?"

Ferdinand erröthete, und konnte deßwegen das Erröthen Anderer nicht bemerken. — Sehr bemerklich kam es ihm aber bald vor, daß die Geheimeräthin diesen Abend von einer auffallend übeln Laune war, wovon er zwar schon seit mehreren Tagen Proben gesehen hatte, aber auch heute keine Ursache dazu begreifen konnte.

Indessen wußte er jetzt nichts nothwendige-

res zu thun, als sein deutsches Vaterlandslied, welches er schon gestern dem Hofrath Reinhold zugesandt hatte, mit diesem und den zwey Schwestern noch vor Tische vollends einzustudieren, um es nachher mit Begleitung des großen Flügels feyerlichst zu geben.

Der Minister erschien spät, war aber desto heiterer. Man verlor sich bald in einer lebhaften und angenehmen Unterhaltung und scherzte mit Ferdinanden so freundlich, wie mit einer Braut, über sein neues Verhältniß zu König und Staat. — Nur Caroline war stiller als sonst. Sophie hingegen saß heute in ihrer glänzendsten Laune neben Reinholden, und lachte viel — und selbst die Hausmutter gewann endlich ihre gewöhnliche hübsche Leichtigkeit wieder, mit welcher sie ihrem Platz dem seltnen Gaste gegenüber große Ehre machte.

Nun sollte Miller sein neues Opus darstellen. Er gab aber vorher, mit einiger Beklommenheit, folgende Einleitung dazu. „Die verehrten Anwesenden (lächelte er) werden wohl mit mir fühlen, daß ich mich an ein schweres Unternehmen gewagt habe. Auch konnte es — in dem noch demüthigern Gefühle meiner eignen unzureichenden Kräfte — nicht sowohl

meine Absicht seyn, die Sache selbst schon in ihrer Vollendung, als vielmehr eine Theorie derselben im Beyspiele zu liefern. Ich wollte nur zeigen: so ungefähr muß ein deutsches Domine salvam fac patriam gedacht seyn — und so muß es klingen. In Rücksicht des Textes lag mir dabey die deutsche Denkform zwar sehr am Herzen — aber, ich gestehe es, mehr noch in Ansehung einer deutschgedachten, das heißt, nicht einfachen, sondern (soll ich sagen Gottlob oder leider?) gemischten Musik. — Ich wählte zur Melodie einen Chorgesang, den man in vielen Gegenden noch unter dem Namen „das alte Leipziger Gloria" kennt und liebt, und dessen Dichter mir leider unbekannt ist. Das ganz eigne, und (nach den Erfahrungen mehrerer Musiker) stets wachsende Wohlgefallen an dieser Melodie, kann sich indessen bey meinen Zuhörern nicht schon heute entwickeln, sondern erst in der Folge — besonders aber erst durch mehrere Anhörungen im großen Chore. — Und so lassen Sie mich Ihnen denn geben, so viel ich habe!" — Er überreichte dem Minister das Textblatt *).

*) Wir fügen hinten am Schlusse dieses Büchleins

die

Deutsches Vaterlandslied.

Ueberall, Germania,
Tönen deines Ruhmes Lieder,
Unsrer Heimath Preißgesang
Hallt von deutschen Hügeln wieder,
Strömt durch des Vaterlands Lüfte so schön!
:||: So schön! :||:
Mächtiges Leben,
Liebe und Reben
Blüh'n durch die heiligen Thäler und Höh'n.

Heil Euch all, Ihr Fürsten groß,
Männer unter Deutschlands Söhnen!
Euch soll stets der schönste Ruhm,
Freyer Völker Dank, umkrönen,
Die Ihr für Vaterlands Sicherheit wacht!
:||: Wacht, wacht! :||:
Nebel entfliehen,
Künste erblühen,
Wann es der Herrscher gebietet mit Macht.

die Melodie zu obigem Texte bey; und zwar, um gleich allen Verstümmlungen vorzubeugen, schon für das große Orchester mit drey Trompeten arrangirt — welche Bearbeitung wir der Güte eines berühmten Tonkünstlers, des Herrn J. G. Vierling, verdanken.

Vaterland! Dir kehre bald
Goldner Zeiten Fülle wieder!
Geist des Friedens, schwinge dich
Zu der Heimathflur hernieder,
Laß uns als Brüder vereinigt bestehn!
:||: Bestehn! :||:
Heilig Getümmel,
Schalle zum Himmel,
Gott über Alle, erhör' unser Flehn!

Still merkte der Staatsmann auf, und ließ sich dann das Ganze mit allen drey Versen — in kurzen Pausen, worinn das kleine Singchor verschnaufte — noch zweymal wiederholen, um, wie er sagte, zum Texte, welchen er einsteckte, auch die Melodie auswendig zu lernen, und das Ganze einige Zeit mit sich herumzutragen. Er war zum Glück ein Bischen musikalisch.

„Kritik (meynte er dann) dürfte hier wohl nicht anwendbar seyn, und ist überhaupt erst nach der eigentlichen Weihe durch mehrere öffentliche und große Aufstellungen des Ganzen möglich. — Gestehen darf ich Ihnen aber wohl einstweilen, daß in den wachsenden Füllungen der zweyten und vierten Zeile mich etwas Völkermäßiges anspricht, dessen Gewalt

ich mich besonders bey der dritten Aufführung im letzten Verse, mit einer wirklichen Rührung überließ — daß unstreitig die dritte Aufführung mir überhaupt die angenehmste schien — daß ich schon bey der zweyten die ganze leichte Melodie vollkommen auswendig konnte — daß ich mich dabey einiger glücklichen Momente eines ächten Deutschen, des Dr. M. Luther (welcher sein Leben lang deutsche Heimath, Obrigkeiten, Wein, Weiber und Gesang so sehr liebte und so gerne prieß) mit Vergnügen erinnerte — daß ich das Lied je eher je lieber von unserm Opernpersonal und einigen hundert Logen = und Parterre = Stimmen im Theater zu hören wünsche, und — hören werde — daß ich hingegen künftig noch erschrecklich viel am Ganzen aussetzen zu müssen glaube — daß es mir noch allzuverwickelt erscheint — daß mich der Minor bis jetzt sehr genirt, wiewohl ich seine Volksmäßigkeit und Deutschheit nicht abläugnen will — daß ich gegen das „Allegretto" besonders viel einzuwenden hätte, wenn mich nicht auf der andern Seite die phlegmatische Bewegung in der Melodie des berühmten engelländischen Liedes auch ein wenig langweilte — kurz — daß ich mich erst künftig näher zu erklären vermag.

Ferdinand ließ alle Meynungen, die er nun eifrig über die Sache einsammelte, vor der Hand dahin gestellt seyn, glaubte übrigens, daß er erst von der Folgezeit das Meiste darüber zu hoffen und zu fürchten habe, und äußerte für jetzt nur den warmen und herzlichen Wunsch: diesen seinen ersten Versuch recht bald und weit, weit übertroffen zu sehen.

Des andern Morgens war sein erster Gang nach Grollmann's Wohnung. Der Hauswirth benachrichtigte ihn, daß er zwar hier wohne, aber heute frühe verreiset sey. Uebrigens fand er jedes Wort seines gestrigen Angebens vollkommen bestätigt, und seinen Charakter sowohl als das stille armselige Leben der ganzen Familie im besten Ruf. Auch mit seiner bevorstehenden Anstellung in einem öffentlichen Amte hatte es seine Richtigkeit. — Dieser durch die Abwesenheit Grollmanns entstehende Verzug in der Ausführung seines gestrigen Planes war unserm Freunde höchstunangenehm, da seit gestern der Gedanke an seine Caroline jeden andern aus seiner Seele zu verdrängen anfing.

Sein Rückweg trug ihn dem Kronfeld'schen Hause vorüber. Mechanisch trat er dort ein und wandte sich gleich unten mit einigem Zittern gegen die wohlbekannte Thüre, die zu Carolinens Wohnung führte. Sein Herzschlug ihm immer mächtiger, als er das Zimmer öffnete, aus welchem der Gesang ihrer geliebten Lerche und die Düfte ihrer wohlgepflegten Blumen ihn grüßten. Eben trat sie in der leichtesten Morgenkleidung aus ihrem Kabinetchen, blickte ängstlich nach der Schelle, und erröthete über seine Gegenwart so sehr, daß sie kaum seinen Gruß zu erwiedern vermochte.

„Vergeben Sie, beste Caroline — ich komme zu früh" — entschuldigte er verwirrt.

„Ja — (sagte das Mädchen furchtsam, indem seine Annäherung sie in ein Fenster trieb) ich erhalte niemals solche frühen Besuche — eben habe ich erst mein Schlafkabinetchen aufgeräumt und — noch dazu, ohne anzupochen, Ferdinand?"

„Dieß einzigemal werden Sie nicht zürnen!" bat Ferdinand, und suchte sehnend einen Blick aus ihren lieben Augen zu erwerben, die an den Liedern, vom frischen Morgen-

bade oder einer nächtlichen Beunruhigung her, noch ein wenig wund waren.

„Ich bin heute so übernächtig — (klagte sie mit einem matten Glanzblick) ich konnte erst gegen Morgen einschlummern. — Aber, wenn Sie mir oben sogleich meinen Mantel holen wollen, (lispelte sie jetzt in der glühendsten Röthe) so dürfen Sie dann hier bleiben. Die Schelle habe ich vorhin zerrissen. — Da! Nehmen Sie etwas mit auf den Weg!" Sie brach ihr Frühstück, das sie noch in der Hand hielt, freundlich mit ihm und schlug mit ihren Perlenzähnen in die andere Hälfte eßlustig ein, aber immer ohne ihn anzusehen.

Nur essen lassen Sie mich erst noch hier! (bat er wieder zärtlich) Und — erlauben Sie mir zu sagen, daß ich Sie doch wirklich — auch ohne Erwägung unsrer Mode des Tages — höchst anständig, und noch dazu recht eigentlich schneeweiß gekleidet finde! Und, liebe Caroline — ist es nicht eine Regel für den Menschenbeobachter, daß er die Reinlichkeit, um sie in ihrer wahren Liebenswürdigkeit zu schauen, früh Morgens aufsuche, gerade vor der ersten Toilette?" —

„So muß ich selbst gehen, guter Ferdi-

nand!" sagte das Mädchen mit sanftem Ernst und niedergeschlagnen Augen, indem sie hinter i..n fortzukommen suchte. — Es lag in dieser demüthigen Scham so viel Süßes für ihn, daß sein Herz in der reinsten Liebe aufwallte. — Er hatte sich Carolinen immer reizend gedacht — aber der Augenblick dieses günstigen Zufalles riß ihn auf einmal bis zur inbrünstigsten Bewunderung ihrer frisch aufschwellenden Jugendblüte und reinen glänzenden Gestalt hin.

Schnell lief er, essend, hinaus, um zu gehorchen, und die Keusche nicht länger zu quälen. Auf der Treppe kam ihm aber schon das Mädchen mit dem Mantel entgegen, an dem sie geschwind etwas hatte bessern sollen, und bat ihn erschrocken, er möge Verzeihung für ihre Langsamkeit bey der Gebieterin auswürken.

Er fand Carolinen ganz anders wieder, als er sie verlassen. Durch sein Zurückweichen hatte sie Freyheit erhalten, in das Kabinet zu schlüpfen — und ach, der schöne Hals war schon wieder verhüllt! Ihr Blick strahlte jetzt in der alten imponirenden Hoheit, sie erlangte gute Laune und feste Haltung, und nöthigte nun ihren Freund zum Klaviere hin.

Aber er hatte ihr gegenüber keine Ruhe

mehr. „Süße, keusche Caroline! (sagte er in der höchsten Angst, und faßte ihre beyden Hände mit dem Zittern der Liebe in die seinigen) Wir haben gestern Abends vom Heyrathen geredet. Wollen Sie mein Weib seyn?"

Sie erblaßte, hielt sich mit bebenden Händen immer fester an ihm, und ein Strom von Thränen brach aus den aufgeschlagenen Augen hervor.

„Caroline! Ich fühle es fest, daß Du mich lieben wirst," fuhr er fort, und wollte das zitternde Mädchen an sich drücken.

„Ferdinand — (sagte sie jetzt mit einer gewaltsamen Fassung) Ferdinand, treibe es nicht weiter! — Du hast nun bewiesen, welch ein guter, herrlicher Sohn du bist! — Willst du ein unglücklicher — und dann vielleicht ein schlechter Gatte seyn?"

„Ich verstehe Dich durchaus nicht, Caroline! (sprach er verwundert) Schenke mir wenigstens dein Vertrauen. — Du hast irgend Etwas gegen mich, welches die Zeit schlechterdings bald aufklären muß." —

Sie hatte während seiner Worte gedankenschwer zur Erde geblickt. Jetzt betrachtete sie ihn tiefgerührt und sagte leise und ruhig:

„Nein, schlecht vermag dieser Mensch wohl niemals zu handeln."

„O was kümmern mich Deine unbegreiflichen Gedanken! (rief er brünstig zu ihr hinüber) Ich begreife nur Deine Liebe! Dein Herz und Dein ganzes Vertrauen soll und wird bald meine Beute seyn! Sage mir, ob Du mich liebst — ob ich Dich besitzen soll!"

„Ferdinand — (sie sprach es mit einem Blick, aus dem ihre ganze Seele den Geliebten himmlisch grüßte) ob ich Dich liebe? — Geh und verlaß mich auf ewig!"

„O dieser Blick, Caroline! Was bedürfte ich noch außer ihm? — Nein, wahrlich, die ächte Liebe kennt keine Täuschung. Ich rede in diesem Augenblicke mit den Eltern!" — Er bedeckte ihren Mund mit Küssen, und entfloh.

„Ferdinand, Ferdinand! — Unglücklicher, was willst Du thun!" rief sie, und sank, die Hände ringend, auf einen Stuhl. Denn ihr Ruf konnte ihn nicht mehr erreichen — und Alles war unwiderruflich entschieden!

Oben fand er die Geheimeräthin ganz allein, deren gestrige trübe Laune auch heute wieder merklich war.

So wie er von „Absichten auf ihre Tochter" sprach, fiel sie ihm trübselig in die Rede: „Leider ist meine Tochter seit fünf Tagen schon dem Hofrath Reinhold zugesagt!"

„Ich rede von Carolinen!" rief er, zusammenfahrend, und erholte sich schnell von seinem Schrecken, da er der Mutter eignes Erschrecken sah. — Sie bedurfte Zeit, um ihm zu antworten, und blickte ihn mit einem gewissen innigen Mitleiden an, welches er kaum von ihr erwartet hatte, und worinn sich für den freudig Ueberraschten zum erstenmale das geheime Bild ihres wirklich guten Herzens abspiegelte.

„Lieber, trefflicher Miller! (sprach sie mit rührendem Tone, und drückte seine Hand fest in die ihrigen) Von diesem Augenblicke an ist mir Caroline eine Geweihte — ich betrachte sie als ein geheiligtes Wesen — denn dieß wird sie mir durch Sie, mein edler Freund, und Ihre alles heiligende Liebe. — Aber — verzeihen Sie — das hatte ich nicht erwartet — vergeben Sie mir, wenn ich zu dieser ganzen Sache kein einziges Wort zu reden wage! Fühlen Sie sich wirklich entschlossen und kühn genug für diesen mißlichen Schritt, so richten Sie Ihren Antrag lediglich an meinen Mann.

— Der Himmel lasse Sie nicht verzweifeln, edler Mensch!" — Sie gieng gerührt von ihm, in ein anderes Zimmer. Ihre letzten Reden enthielten indessen wieder etwas Feindseliges für den Liebenden — und wirklich konnte auch das Gemischte ihrer Rührung ihn nicht vollkommen für ihr Herz einnehmen, da der Grund davon nicht zur Hälfte im reinen Mitleiden mit seinem eignen Schicksale, sondern größtentheils in dem Verdrusse lag, nun die gehoffte Verbindung zwischen ihm und Sophien vereitelt zu sehen, deren Erwartung sie ihn seit einiger Zeit leise hatte ahnen lassen.

„Das ist doch überall ein ziemlich seltsamer Empfang für einen angehenden Freyer!" rief unser Ferdinand in der besten Laune, indem er die Zimmer des Geheimenraths suchte.

Dieser hörte ihn ruhig an, und sagte dann, freundlich die Hand ihm reichend: „Ihr Antrag, lieber Miller, überrascht mich zwar, aber ganz unerwartet kommt er mir nicht. Denn ich bemerkte schon oft, daß Caroline in einem gewissen Entzücken da saß und lauschte, sobald die Rede auf Ihre Handlungsweise kam. Dieß mußte seine Gründe haben. Auch hörte

ich Sie selbst zuweilen Carolinen mit einem allmählig wachsenden Feuer vertheidigen, welches nur von einer schlummernden Liebe Nahrung erhalten konnte. — Ihr Antrag ehrt mich wahrhaft; und, sobald sie mit dem eignen Herzen des seltsamen Mädchens einig sind, erwartet Sie mein väterlicher Segen. — Sie kennen ihre Art zu seyn besser als ich. Indessen kann ich, als ehrlicher Mann und Vater, nichts gegen Carolinen sagen, als daß sie — wenigstens ist dieß seit einem halben Jahre den Leuten höchst wahrscheinlich geworden — an einem Capitale sammeln soll — daß Sie daher in meiner Tochter vielleicht eine allzugenaue Hauswirthin erhalten werden. — Untersuchen Sie diesen Punkt selbst, lieber Freund. — Doch habe ich in ihrem gemeinen Leben, und sogar in ihren kleinen mit Schwester, Bruder und Mutter gemachten Geschäften, stets zu meiner großen Freude eine musterhafte Redlichkeit, und, was noch mehr ist, viele Neigung zum Anstand, und dabey eine gewisse Rechtlichkeit an ihr bemerkt, die mir auch schon ihr natürlicher Stolz mitzubringen scheint, und die mich über ihren Charakter beruhigt. Auch ist sie ungemein wahr, und haßt jede Art von Täuschung als eine wirkliche Sünde."

Dieß alles bestätigte der entzückte Ferdinand aus voller Seele. Uebrigens schien ihm das Wichtigste, bald ihr volles Vertrauen zu erhalten, dessen jungfräulichen Schatz noch Niemand auf Erden besaß. Aber ihrer Liebe glaubte er gewiß zu seyn.

Er fand den Geheimenrath willig dazu, sogleich seine Familie zu versammeln. Auch Reinhold erschien an Sophiens Hand. Caroline nahte mit wankenden Schritten, und hatte trübe Augen. Sie schien vor dem Hofrath heftig zu erschrecken, den die Schüchterne für einen Fremden hielt, und bey'm ersten Wort des Vaters hieng sie sich plötzlich mit einer Gewalt der Empfindung an diesen, wovon er tief gerührt ward. — Zuletzt nahm sie alle Fassung zusammen und ihre Seele schien auf einmal frey zu werden. „Ja, ich liebe Ferdinanden!" sagte sie laut mit wehmüthigem Lächeln, und blickte dabey — die Hand auf's Herz gelegt — so heilig und glorreich zum Himmel, wie die Wahrheit.

Aber als Ferdinand sie in die Arme schloß, fieng sie heftig zu zittern an, und bat, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen. Alle zeigten ihr und dem Freunde die lebhafteste Theilnah-

me — und die Mutter wirklich am rührendsten. Ehe sie gieng, umarmte sie noch einmal Sophien, die mit Wehmuth zu ihr hinblickte, und zog diese in ein Fenster. — „Ich weiß, Schwester, (sagte sie sanft) was Du mit dieser Miene des Vorwurfs mir sagen willst. Auch Du weißst, was Du mir damals versprechen mußtest — und — Wort hast Du mir immer gehalten! Glaube mir, Sophie, ich bin noch in diesem Augenblicke meiner damaligen Meynung. Aber Ferdinands unglückliche Ueberraschung — mein unsäglich liebendes Herz — doch ach, Schwester, Du verstehst mich nicht!" — Sie faltete die Hände über ihrer Brust und seufzte tief. — Sophie konnte nur weinen; ihre wahre Empfindung drückte sich aber selten aus.

Ferdinand wollte die Geliebte begleiten. Doch sie drängte ihn ängstlich zurück. „Ich bitte Dich, (flehte sie) daß Du mich jetzt der Wonne meiner Einsamkeit überlassest! — Ach, werde ich denn auch gewiß Deinen theuern Eltern willkommen seyn? — Und — (sie erbebte) sage mir, Ferdinand — liebtest Du sonst wohl Marien?"

„Niemals!" sagte er zerstreut.

„Und, hättest Du wohl Sophien lieben können, Ferdinand?"

„Viel weniger!" antwortete er. Sie blickte ihn scharf an und floh nun aus seinen Armen in ihre Einsamkeit.

Während dessen hatte man bey dem Geheimenrath einen vornehmen Mann angemeldet. Alles war mit dessen Empfange beschäftigt, und der Vater fand kein Bedenken, seine beyden Schwiegersöhne demselben sogleich vorzustellen. — Man blieb beysammen, es ward ein Frühstück proponirt, mehrere Hausfreunde erschienen, und die Sache erhielt durch alles dieß, zur größten Freude unsers Ferdinands, schnell ihre volle Publizität.

Ferdinand hatte unglücklicher Weise auf das Aengstliche in Carolinens beyden Fragen, Marien und die Schwester betreffend, nicht gemerkt, ja diese Fragen selbst kaum beachtet. Sonst würde ihm in dem Blicke, welchen die scharfsichtige Caroline ihm bey seiner letzten Antwort, „Viel weniger!" gab, sicherlich ihr ganzer geheimer Verdacht gegen ihn und Marien offenbar geworden seyn. Aber, so

wie die Geliebte seine Eltern nannte, traten die Bilder dieser Theuren, in so wonnevoller Gestalt vor seine Seele hin, daß er einzig im Gefühl ihres und seines nun gewißlich errungnen Glücks sich ganz verlor, und jetzt nur mit doppelter Liebe die erworbne Braut und Tochter fester an sein Herz drückte, aber keinen andern Gedanken ausser diesem fassen konnte.

Und des Nachmittags, als nun Alles auf dem Trifthofe versammelt war, und die Eltern ihn umfiengen, und seine Caroline segneten und die betende Mutter selbst ihre Hand in die seinige legte, und Caroline so lieb, so gut war, und selig dankend vor das ehrenwerthe Paar hinkniete und ihnen dann so „unterthan" war — da verachtete und vergaß er sogar seinen ganzen Plan, den er durch Grollmann hatte ausführen wollen.

Aber Caroline zog einmal Marien beyseite, stellte das Mädchen vor sich hin und sagte in der größten Spannung: „Marie, wir müssen uns nun näher kommen — sieh, ich will Dir recht herzlich gut seyn! Aber sage mir, bestes Mädchen — liebst Du etwa?"

Marie erblaßte, ward in demselben Au-

genblicke wieder glühendroth, und vermochte vor großer Bewegung nicht zu antworten.

„Liebst Du wohl Ferdinanden, Marie?" fuhr Jene fort, und heftete einen großen, leidenschaftlichen Blick auf sie, vor dem das arme Mädchen erschrack.

„Nein, liebe Caroline!" stammelte sie schnell und leise; aber sie fieng aus wirklicher Furcht vor der lebhaften Caroline zu zittern an, und diese fiel ihr jetzt um den Hals, suchte sie durch andere Reden zu erheitern und mit zärtlichen Liebkosungen zu beruhigen. — Sie vermochte von jeher viel über Marien.

Die stille Rührung der heutigen Versammlung gieng nach und nach in frohen Jubel über. Die Jugend ergötzte sich im Freyen, die Alten sprachen über die Zukunft. — Zuletzt kam die Rede auf wirkliche Bestimmung eines Tages für die Doppelhochzeit. Da man in den Ausstattungen beyder Bräute — welche längst in Ordnung waren — keine Ursachen zu einiger Verzögerung fand, so drangen alle Männer auf möglichste Beschleunigung dieser Hochzeit, und wirklich setzte man den Tag dazu schon auf heute über vier Wochen fest, wo auch auf Richards Wiederkunft sicher zu rechnen war.

Nunmehr eilte unser Freund, sich in seiner herrlichen Wohnung ordentlich einzurichten, wobey die Gnade seines Königs ihn überall große Erleichterung finden ließ. Er stellte die Expedition für seine weitläufigen Geschäfte gleich Anfangs nach einem wohlüberlegten Plane her, und führte diesen mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt aus, daß ihm und seinen Obern in der Folgezeit die Uebersicht des Ganzen eben so leicht als die schnelle Auffindung des Einzelnen werden mußte, und daß nur Alles auf einmal in Stockung, aber kein Theil des Ganzen in allmählige Unordnung oder Vergessenheit gerathen konnte. — Das Ministerium bezeugte ihm besondere Zufriedenheit über seine Einrichtung und ertheilte dieser die gesetzliche Sanction, und der edle König gab Ferdinanden mündlich sein Vergnügen darüber zu erkennen, und versprach ihm bald einmal die Vorrichtung zu dem Geschäft an Ort und Stelle selbst einzusehen. Hierauf nahm Miller auch seine Gehülfen zu sich, da durch's Einlaufen der ersten Berichte von den Unterbehörden das Werk bereits in vollen Gang gekommen war, und von nun an beständige Aufmerksamkeit und Leitung, also volle Arbeit, erforderte.

Und so war denn nun alle Kraft und Freude seines reichen Lebens zwischen Vaterland und König, Braut und Häuslichkeit, Eltern und Familienpflicht, auf das herrlichste vertheilt, und unser Mensch fieng an, in der anmuthigsten Fülle der Menschheit zu leben und sich zu freuen.

Seine Geliebte sah er oft, aber nur in so kurzen Momenten, als ihm der schwere Anfang seines Geschäftes zur Erholung verstattete. Sie ward immer heiterer; und da ihre Mutter, ja Alles, was zu ihrer Umgebung gehörte, sie jetzt, wenigstens im Aeussern, mit zuvorkommender Liebe behandelte, so schien jedes Bittere, was man bisher noch an dem Mädchen gefunden hatte, sich vollends aus ihrem Charakter zu verlieren, und Ferdinand glaubte sie täglich liebenswürdiger wieder zu sehen. Die meisten Menschen — und selbst die vier Eltern — fiengen jetzt auch an, ihn für einen klugen Freyer zu halten und ihm viel Glück zu weissagen. — Nur ein gewisses stilles Nachdenken, aus dem noch zuweilen die alte Verschlossenheit in sich selbst hervorblickte, ward ihm einigemal an Carolinen wieder merklich; er hoffte aber, dieß letzte Uebel werde sich

gleich in den ersten Tagen ihrer wirklichen Vereinigung von selbst vollends verlieren.

Sophie gab sich noch oft, Carolinen gegenüber, insgeheim das Ansehen, als seufze sie für Ferdinanden; und die Mutter — welche hierinn, ungeachtet des guten Zutrauens der getäuschten Caroline, dennoch schon längst ihre Vertraute war — seufzte mit ihr. Zwar hatte sie ihn nie geliebt, war also einst schnell genug von ihrer damaligen Einbildung durch die Schwester geheilt worden, und liebte auch wirklich Reinholden, so wie sie — konnte, und so wie er sie wieder liebte; weßhalb ihre Liebe dem Glücke zweyer kleinen gleichgesinnten Kaufleute glich, die, der Firma wegen, und um ein wenig sichrer zu leben, eine Compagnie suchen, und, weil gerade Keiner bessere Anklänge zu finden vermag, ihren kleinen Kram mit vielen Umständen und Feyerlichkeiten zusammentragen. Allein Sophie fand nun einmal eine Art von Behagen daran, sich selbst für jene Mitleidswerthe zu halten, der die böse Schwester ein Herz geraubt hatte! — Ein solches Betragen diente freylich nicht dazu, ihr die wahrheitliebende Caroline näher zu bringen, und einst sagte ihr diese: „Du gehörst

zu den vielen Leuten, bey welchen, auch mitten im erfreulichsten Wohlbefinden, immer etwas geseufzt und gelitten seyn muß — das heißt zu den Unwahren. — Oder — (setzte sie scherzend hinzu) willst Du etwa gar, daß ein Dritter unsern Fall beurtheile? Reinhold? oder Ferdinand selbst?"

So hart dieser letztere Vorschlag war — wenn sie ihn im Ernste gethan hätte — so gute Würkung machte er doch auf Sophien, deren vollkommne Heiterkeit nun mit einemmale zurückzukehren schien. Von jetzt an war sie lauter Scherz und Lachen, und dabey öffentlich und zum Sterben in ihren Reinhold verliebt. Caroline schämte sich zwar anfänglich ein wenig in ihrer Schwester Seele, fand aber bald, daß jener lustige Antrag die Schwester zufälliger Weise wohl einmal zu ernstlichem Nachdenken über ihr Betragen bewegt haben müsse. Denn Sophie ward von Stund an wirklich in ihrem ganzen Wesen viel froher, wahrer und leidlicher — ja sie schien sogar mit geheimer Dankbarkeit ihre Schwester für jene Zurechtweisung ein Bißchen zu lieben, und Etwas von ihren reinen Absichten dabey zu begreifen.

Zwey Tage vor der Hochzeit kam endlich auch Richard zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, und freute sich im ersten Augenblicke mit den lautesten Ausbrüchen über das, was sich während dieser Zeit in seiner Familie ereignet hatte. Nachdem er aber mit der Mutter allein gesprochen, sah man ihn öfters die Achseln zucken — seine Freude mässigte sich, und mußte einer übeln Laune weichen — auch schien er seine ehemaligen Heyrathsgedanken ganz vergessen zu haben, so freundlich auch manches artige Gesicht der Residenz ihn daran erinnern zu wollen schien — kurz, er kam, wie man sehr bald merkte, nicht so glücklich zurück, wie er gegangen war. Selbst Ferdinand, der sonst alles über ihn vermochte, fand ihn erkaltet wieder, und konnte ihm keine Rede über die Ursachen seiner Verdrießlichkeit abgewinnen.

Man wollte den Abend nach Richards Zurückkunft in voller Familie auf dem Trifthofe, und den letzten vor der Hochzeit in der Stadt zubringen. Richard äusserte hierüber laut sein Mißbehagen, da eine ungeheure Geschäftslast auf ihn wartete. Doch, sobald er nun wirklich auf dem Trifthofe war, erwachte auf einmal seine alte Fröhlichkeit, und

willig stimmte sein gutes Herz in die allgemeine Freude mit ein.

Der letzte Abend im Kronfeld'schen Hause, war der heiterste. Die Bräute schienen sich noch einmal recht ausrasen zu wollen — die Alten lachten viel — und selbst die stille Marie — welche noch immer so trübselig wie vorher fortlebte und täglich den geliebten Finkenhauk heimsuchte — kam hier in eine Art von Lustigkeit, die Jedermann entzückte. Der alte Miller war sehr bewegt darüber, und stellte einmal die Fröhliche liebkosend zwischen seine Knie. „Werde auch Du endlich wieder, (sagte er sanft) was Du sonst warst — sieh, dann sind wir alle glücklich!" — Jedermann schien sie heute doppelt zu lieben, und Ferdinand gieng oft Arm in Arm mit der geliebten Schwester durch den Saal.

Man trennte sich spät, und bey'm heutigen Abschiede wallte die Brust von manchem geheimen Seufzer empor, welcher der bald dahinscheidenden Jugend galt.

Und so brach dann endlich der schöne Morgen des hochzeitlichen Doppelfestes im reinsten

Himmelslichte an, worüber das Miller'sche Hausgesinde, als über eine gute Vorbedeutung, sogleich seiner Herrschaft nach alter Sitte die treugemeynten Glückwünsche abstattete, und sich nun desto gemüthlicher bey'm prächtigen Frühstück und im Sonntagsgewande der Aussicht auf einen Tag des allgemeinen Wohllebens überließ, das der gütige Himmel heute über den „Herrn Pachter", und dieser wieder über jeden seiner Diener bis zum Truthühner- und Gänsejungen herab reichlich ausgoß.

Die wirthliche Frau Beate hatte es sich nicht nehmen lassen, die Hochzeit in ihrem Hause „selbst auszurichten", weil sie ihren Leuten, unter welchen sie doch stets am ruhigsten, und selbst am vergnügtesten lebte, die Freude des Tages nicht verderben wollte, und weil sie auf dem Trifthofe solcher großen Eß- und Trinkanstalten schon gewohnt, und bey Einrichtung derselben mächtiger war, als die Geheimeräthin in der Stadt.

Bis die Gesellschaft ganz zusammen kam, ereigneten sich noch mehrere günstige Vorzeichen zum Glück und Wohlstande der neuen Ehe, von welchen allen die gutherzigen Landleute den Sohn ihres braven Herrn zum Helden

machten, und worüber Ferdinand, und noch mehr seine Braut, die dergleichen Dinge nie gehört hatte, sich mitunter, und zuweilen mitten im Lächeln, tief gerührt fühlten.

So berichteten sie noch während des Frühstücks, das frische Hochzeitbrod schneide sich wunderschön und glatt, woraus man reiche Kornjahre weissagte — denn wenn sich das Brod an die Messer hängt, so bedeutet dieß bekanntlich theure Zeit. Früh Morgens war eine schneeweiße fremde Taube dem Trifthofer Schwarme zugeflogen — das zeigte den Einzug einer tugendsamen Hausfrau an. Die Hähne hatten den Aufgang der Sonne beschrieen — das bedeutete eine fruchtbare Ehe. Ein Knecht war nach den Gränzsteinen gelaufen, und fand sie wie überströmt mit Morgenthau — das verhieß Segen, so wie einzelne Thauperlen daran nichts als Jammer würden verkündigt haben. Aus allen Ställen brachte man vierblättrigen Klee, den das Vieh bey der Morgenfütterung gefundeu, ausgestossen und in den Krippen zurückgelassen hatte — das deutete auf Fülle und Ueberfluß, und jede Braut mußte ein Kränzchen davon unter dem Brautkranze befestigen, u. s. w.

Reinhold wollte hierbey etwas von „Possen und Aberglauben" murmeln; aber Ferdinand verwieß ihn zur Ruhe. „Du liebes, gutherziges Volk von Kindern! (rief er aus) Du glaubst noch an deinen Gott — du siehest die Schrift Seines allmächtigen Fingers und Seine weissagende Leitung noch überall im Wurm und Halme, und siehest Ihn über das Schicksal jedes einzelnen Menschen walten — und nur darum, weil du glaubst, schauest du auch selig Seine Zeichen und Wunder! — Wahrlich, ich trüge kein fühlend Herz im Busen, und wäre jenes ohnehin nur wenig helleren Zwielichtes, womit Aufklärung und Bildung mich umgaben, ganz unwürdig, wenn ich dein gläubig frohes Fortwanken in deiner frühern Morgendämmrung, neben mir, verspotten könnte!"

Die Trauung geschah in einem Saale des Schlosses, gerade um die Mittagszeit. Sie sollte eine Stunde früher geschehen; allein die Zehendschnitter verzögerten sie bis dahin durch einen feyerlichen Aufzug, den man nicht stören wollte. Der älteste Mann gestand aber zuletzt Beaten heimlich, sie hätten diese Verzögerung absichtlich verursacht, damit die Trauung

doch gewiß zwischen Zwölf und Eins geschehe, und der Glockenschall in die Traurede falle, wie man denn dieß überall „gern habe.“ Und wirklich bewegte sich unter den Zuschauern gar manche Lippe in freudiger Wehmuth, als gerade bey'm Anheben der Trauungsformel das Mittagsgeläute aus der nahen Stadt herauftönte.

Als Ferdinand sein Ja aussprach, blickte Caroline, schön, wie ein Engel, zu ihm hinüber, ihre Augen füllten sich, und sie rief dann das ihrige mit einem aufblühenden Lächeln und einer Weihe zum Himmel auf, wovon alle Anwesenden sich zu Thränen gestimmt fühlten, da diese Erscheinung für die Meisten eine frohe Ueberraschung war.

Im Trauungssaale und während des häuslichen Festes ließ Caroline ihre Schwester überall die Erste seyn — sie war auch so innig gerührt und froh über das Ganze — ihr Blick lauschte so sorgsam auf jede Möglichkeit zur Unterstützung der Mutter — sie wußte mit so anmuthiger Leichtigkeit ihre Stelle als Braut aufzugeben, und erwarb sich dagegen schon jetzt als thätige Tochter des Hauses so große Bewunderung, daß Beate sie mit Augen voll

Liebe betrachtete, und der frohe Vater sein neues Kind oft an das Herz drückte.

Es war bereits gegen Abend, und eben stand das zweyte Brautpaar, so wie die übrige Gesellschaft, im Begriffe, sich wieder nach der Stadt zurück zu begeben, als Marie, die heute besonders liebevoll um Ferdinanden beschäftigt war, im Vorübergehen bey diesem stehen blieb, einen seelenvollen Blick auf ihn richtete, seine Hand flüchtig faßte und die leisen Worte sagte: „Morgen Abends, bester Ferdinand, im Finkenhauß!"

„Guter Engel!" flüsterte er, nach einer freundlichen Bejahung, und blickte ihr mit stiller Liebe nach.

Beyde ahneten aber in dem gesellschaftlichen Gedränge nicht, daß Caroline, mit ihrem Bruder sprechend, dicht neben ihnen stand, und sie betrachtete. Richard fuhr schnell herum, und blickte dann die starrsehende Schwester neugierig an, als wollte er fragen: Hörtest Du dieß wohl? — Aber Caroline floh eilig aus dem Zimmer.

Man vermißte bey'm Abschiede der Gesellschaft die Braut des jungen Hausherrn. Da sie auch nachher nicht wieder erschien, gieng Ferdinand, um die Geliebte aufzusuchen. Er vermuthete sie in ihrem Zimmer, welches bereits völlig eingerichtet war, fand aber, daß sie sich dort eingeschlossen hatte. „Ich wünsche ein wenig zu ruhen!" rief sie inwendig leise, und man ließ sie nun anderthalb Stunden lange ungestört. Endlich, als der Tag zu sinken begann, pochte er wieder sachte, und sie öffnete ihm die Thüre.

Das Mädchen sah so blaß und verstört aus, daß unser Freund erschrack und sogleich nach dem Arzte schicken wollte. „Ich bin vollkommen wohl, (sagte sie kalt) ich fühle nur eine Art von Bangigkeit, die ich Herzensangst nennen möchte, deren Druck mich schon einigemal überfallen hat, und die ich allein durch Ruhe und Einsamkeit bezwingen werde."

„Theure Caroline — solltest Du aber krank werden — sieh, die Stadt ist so nahe." —

„Lieber Freund, (sprach sie schmerzlich lächelnd) wenn Du mich so treu liebst, wie Du oft sagtest, so wirst Du mir jetzt eine Bitte nicht abschlagen, um deren Erfüllung ich Dich

bey unsrer Liebe beschwöre. — Erlaube mir, (fuhr sie mit sichtbarem Beben fort) daß ich diese Nacht auf meinem Zimmer schlafe — daß ich — höre mich zu Ende — einige Tage — der Einsamkeit weihe — sey ruhig — es ist schlechterdings zu unserm Glücke nothwendig." —

„Caroline!" — Er wandte sich mit einer heftigen Empfindung zur Seite.

„Ferdinand, zweifle nicht an mir! — Gieb mich bey den Eltern für krank aus — ich werde dem Mädchen dasselbe sagen — ach, wenn die Angst des Herzens eine Krankheit ist, so bin ich herzlich krank! — Bedenke, theurer Freund, es ist meine erste Bitte! — Sollte ich körperlich krank werden, so laß ich Dich augenblicklich rufen. — Nein, guter Ferdinand, gewiß, ich frühstücke morgen mit Dir — ja, dann bleibe ich auch den ganzen Tag um Dich — Ferdinand, es soll nur die erste und allerletzte und einzige Bitte dieser Art seyn! — Aber nun kein Wort mehr — geh jetzt, und denke nicht übel von Deiner Braut!"

Sie rang die Hände, es schien sich in ihrem Busen ein heftiger Kampf zu erheben. Ihre zitternde Hand drängte ihn in sein Zim-

mer — hinter ihm ward die Thüre verschlossen.

Bald nachher ließ sie ihn durch ihr Mädchen noch um einen Boten ersuchen, den sie an ihren Bruder sandte.

„Warum kommt Caroline so spät zu Tische?" fragte endlich der Vater aufmerksam, als Ferdinand trübsinnig hinter seinen Stuhl trat und die Frauen sich ansahen.

„Sie ist nicht wohl."

„Und warum bist Du hier, Ferdinand?"

„Gott weiß es! Sie will allein in ihrem Zimmer bleiben." Er erzählte, was er wußte.

Aber die Mutter blickte schwerseufzend zum Himmel, und Marie schlang ängstlich die Arme um den Bruder. Auch sie hatte zu Carolinen gewollt, und war nicht eingelassen worden.

"Das ist noch nichts. (sagte der Alte nach einigem Ueberlegen) Sie liebt die Mutter, und würde nach ihr verlangen, wenn es etwas von Bedeutung wäre." —

„Sie hat mich bitten lassen, unten zu bleiben," fiel Beate traurig ein.

„Nun also — (fuhr Jener fort) wer kann immer wissen, was ein junges Mädchen vorhat! — Aendern muß sich dieß freylich, und bald. Aber ich sage Euch jetzt: Caroline gefällt mir bis diesen Augenblick recht von Herzen wohl. Drum ist mein Vorschlag dieser: Stört sie nicht, sondern laßt sie mit sich einig werden."

Er redete dem Sohne freundlich zu, und selbst die Mutter suchte diesen zu beruhigen. — Man versammelte die übrige Tischgesellschaft und aß in ziemlich guter Laune. — Eine trübe Stunde hatte unser armer Freund noch auf seinem öden Zimmer zu bestehen — doch, sie gieng vorüber. Aus dem geliebten Nebenzimmer war kein Laut mehr zu vernehmen. — Er fand zuletzt, als er seine ganze Denkkraft vergebens erschöpft hatte, noch den allervernünftigsten Sinn in der vorhinigen Meynung seines Vaters. — „Es wird — (rief er im Gefühl der innern Ehre und eines reinen Gewissens aus) ja, es wird und muß sich bald ändern!"

Aber als der Tag anbrach, fuhr er aus einem irren Schlummer empor — und da traten auf einmal alle die schrecklichen Unglücksgestal-

gestalten um sein Lager her, welche die Phantasie dem Menschen unter'm Bilde eines freudenlosen Lebens erscheinen läßt — und jetzt fiel die Erinnrung an jene kalte Wirklichkeit, zu welcher er wieder erwacht war, mit solcher Schwere auf sein Herz, daß er angstvoll die sonst so süße Ruhestelle fliehen mußte.

Kaum war er angekleidet und in seinem Zimmer, als man schon das Frühstück für ihn und Carolinen brachte, welches diese selbst besorgt hatte. Sie trat zu ihm ein, wie eben die Sonne herrlich heraufstieg, und grüßte ihn freundlich, aber mit der gestrigen erzwungnen Kälte. Seine Bewillkommung war nicht kalt, aber ziemlich ernst — und ihre niedergeschlagenen Augen und das demüthige Harren auf seine Worte bewiesen genugsam, daß ihr unruhiges Gewissen keinen freundlichen Empfang erwartet hatte. Als er nach ihrem heutigen Befinden fragte, antwortete sie schnell und mit sichtbarer Freude: „Ich habe mehr als fünf Stunden recht sanft geschlummert, und mir ist viel besser. Nach unserm Frühstück erlaubst Du mir wohl einen Gang ins Weite — denn ich sehe, daß Du Arbeit vor Dir hast — und

der Morgen ist so schön für einen langen Spaziergang — sieh, lieber Freund, ich hoffe nun ganz gewiß, bis diesen Abend geht alles vorüber!" — Sie seufzte aus tiefem Herzen.

„Aber diese Verschlossenheit — beste Caroline" —

„Ist die allerletzte, die Du an mir bemerken wirst!" fiel sie wieder schnell ein, legte ihre Hand dabey feyerlich an's Herz, und reichte sie ihm dann zur Bekräftigung.

Sie fieng jetzt von Haushaltungs-Gegenständen an zu reden. Aber — er konnte ihr — sie konnte ihm gegenüber nicht mehr ruhig seyn. Bey jedem Worte, das er sprach, veränderte sie die Farbe. Ungeachtet der nächtlichen Ruhe war sie merklich erhitzt — ihr Auge flammte in einer matten Gluth, und das ganze schöne Wesen schien von Liebe oder einer andern Leidenschaft gewaltsam bewegt.

Der Arme! In Lieb und Sehnsucht aufgelößt, saß er der göttlichen Frauengestalt gegenüber, deren eigne Sehnsucht sich in jedem Blicke zu malen schien! Immer wollte er in

ihre Arme fliegen — immer schienen diese selbst verlangend sich für ihn zu öffnen, und der kleine süßgeröthete Mund schmachtete, reizender als je, seinem Kusse entgegen — und immer trieb wieder ein Blick des Erschreckens, und eine von neuem sichtbar werdende Angst des bebenden Mädchens, ihn zurück.

„Nein, Caroline, (rief er endlich im Tone der Leidenschaft ihr zu) ich halte lieber den Tod aus, als noch länger dieß!"

„Und ich, mein geliebter Ferdinand? — (fragte sie wehmüthig, auf ihr Herz zeigend) Aber Du gabst mir ja Dein Wort! Halte nur überall Dein gegebnes Wort, Ferdinand!" — Sie war unvermögend, ihm gegenüber noch länger in diesem Schmerze zu leben, und hatte sich jetzt schon ängstlich bis zur Thüre geflüchtet, um den Eltern ihre Morgengrüße zu bringen.

Lange saß er starr da, ohne einen andern bestimmten Gedanken zu fassen, als den alten und ewigen: daß er ohne die Liebe dieses

theuern Geschöpfes unaussprechlich elend seyn werde.

Mit wankenden Schritten ging er endlich in den Arbeitssaal. Aber dort steigerte sich erst sein Schmerz zu einer Höhe, die bisher dem Glücklichen noch unbekannt geblieben war. Er versuchte zu arbeiten — und — konnte es nicht. — Sein guter König wollte in einigen Tagen kommen, um die Einrichtung des neuen Dieners zu untersuchen — der Edle, welcher ihn so huldvoll hatte beglücken wollen, und nun vielleicht — elend wieder fand! — Carolinens Eltern und Schwester sollten heute Abends wiederkehren, um einige Tage und Nächte sich in dieser wunderschönen Natur zu freuen — ach, um Zeugen seines Jammers zu seyn!

Im dumpfen Nachsinnen verloren, durchzog er fast alle Gemächer des Schlosses, und gerieth endlich in einen ganz unbewohnten Theil desselben. Dort stämmte er sich in den Mauerwinkel eines offnen Fensters, schaute zu den fernen Gebirgen hin, das Haupt an die kältende Steinwand zurückgelehnt — sein Sinn

ward düster, und bittre Tropfen rannen über die Wangen des guten Jünglings nieder.

Plötzlich glaubte er Carolinens Stimme unter seinem Fenster zu vernehmen. Er schaute hinab, und fuhr, von einer Ahnung erschüttert, schnell zurück. Denn unten stand im Dickig eines Hollundergebüsches sein theures Mädchen, und zu ihr trat so eben — Grollmann.

„Hier ist das Plätzchen — (hörte jetzt der vorsichtig Hinabspähende Carolinens Silberstimme tönen) hieher, lieber Grollmann, unter diese Gebüsche kommen Sie den nächsten Dienstag. Doch ich hoffe, daß ich Sie dann auf mein Zimmer rufen, oder künftig es Ihnen jederzeit in die Stadt senden kann. Uebrigens bleibt es bey unsrer Verabredung."

„Wohlthätiger Schutzgeist meines Lebens! (schluchzte der dankbare Mensch) Ich habe erst vor kurzem erfahren, daß Sie nicht so reich sind, als ich anfangs glaubte. Nein, ich kann nicht mehr von Ihnen annehmen, als das, welches Ihre Güte seither mir wöchentlich bis zu meiner Erlösung bestimmte, und das für

mich und meine Familie hinreicht. Aber Ihre Goldstücke nehmen Sie zurück — denn es überfällt mich bey Betrachtung derselben ein gewisser Schmerz." —

„Sie sollen meine Vermählung feyern, guter Mann — o behalten Sie! Mein Bräutigam hat mich reichlich beschenkt — Grollmann, Sie sollen nicht für mich sorgen — ich werde reich seyn — ja Sie müssen den gestrigen Tag feyern! Ach, Grollmann, Sie sind die redlichste Menschenseele, die ich bis jetzt ausser meinem Ferdinand kannte. Sie sollen — ewiger Gott, verzeihe mir, daß ich deine Gunst bestechen will! — Sie sollen für mich beten — lassen Sie Ihre schönen Kinder für Ihre Freundin beten — denn mir naht eine bange Stunde — damit ich nicht verzweifle! Das Gebet der unschuldigen Kinder dringt ja zu Gott! — Aber glauben Sie nur fest, Grollmann — ich werde glücklich seyn!"

Sie flog jetzt nach der Allee hinaus, die ins Feld führte. — Grollmann sank auf seine Knie und rief gläubig zum Himmel auf: „Nein, es ist unmöglich, daß ein solches Herz je dem Kummer zur Beute gegeben werde! Und

du, Gott, an den ich glaube — ach, wenn deine Weisheit für den Menschen schon hier auf dieser Erde ein vollkommnes Glück bestimmt hat — o so giesse es gnädig über diesen schönen Engel in Menschenhülle aus!"

Wie schmerzlich wohl war unserm Freunde geworden! In sein Gemüth zog süsse Stille ein. Denn der erste Augenblick seiner himmlischen Flitterwochen war nun gekommen und umgoß schon sein ganzes Wesen mit so reinem jugendlichem Glanze, wie die magische Weihnachtsbeleuchtung ein frommes Kinderleben erhellet. Drum schwiegen seine Sinne nun — stilllauschend auf die Töne aus einer heiligern Region.

„Und dieser Engel ist mein! — Und ist unglücklich — oder doch bedrohet?" — Er wollte fort — hin zu ihr. Aber da fiel ihm seines Vaters Befehl wieder ein: „Laßt sie mit sich einig werden!"

„Was dich drückt, du Engel, (rief er wieder in zärtlichem Schmerz aus) das will und muß ich bald erfahren — ach, sey es auch das Thränenwertheste — sey es ein schweres, bit-

teres Unglück — treu, meine Caroline, treu und freudig will ich es mit dir tragen — mit dir, du gute Seele!"

Seine Eltern begegneten ihm auf dem Rückwege nach seinem Zimmer. Sie hatten den Sohn gesucht, und kamen, um ihn zu trösten.

„Vertraue Du Gott, lieber Sohn — (sagte der Vater) denn Du hast ein liebenswürdiges Weib gefunden. Caroline ist Deiner werth und Du wirst gesegnet seyn mit ihr."

„Ja, Ferdinand! (fiel die innig gerührte Mutter ihm bey) Wer die Eltern des guten Sohnes so zärtlich ehrt und liebt, wie Caroline uns — ja die wird auch noch die Freude des Mannes seyn!"

„Sieh, (fuhr der Vater bewegter fort) wenn Du wüßtest, welche glückliche Minuten sie uns heute gegeben — wie herzlich sie uns und Dich liebt! — Aber es drückt irgend ein Kummer ihr Herz."

„O daß ich ihn erst wüßte, um wenigstens seine Last mitzutragen!" seufzte Ferdinand

und umschlang seine Eltern. — Von jetzt an sann er noch viel eifriger nach, als vorher, und die seltsamsten Vorstellungen quälten seine mitleidige Seele.

Man aß recht heiter auf Ferdinands Zimmer. Als die Eltern sich wieder entfernt hatten und er nun abermals allein ihr gegenüberstand, und ihm sein Herz vor Sehnsucht nach Theilnahme an ihrem Kummer entbrannte — da ging sie von ihm und brachte aus ihrem Zimmer ihr Rechnungsjournal. — „Lieber Mann — (sagte sie freundlich) Du bekommst mich gegenwärtig an baarem Gelde ganz blutarm." —

„Ich will Dich reich machen, meine Caroline!" rief er mit dem Glanzblick einer wahren Seelenfreude.

Sie betrachtete seine Augen liebevoll und sagte lächelnd: „Ich habe niemals Geld gesammlet, wie einmal meine Mutter von mir argwöhnte."

Er sah nach dem heute gemachten Abschlusse des Buchs, und fand, daß nur wenige Thaler noch

in ihrer Casse waren. Während dessen fuhr sie mit der vorigen schönen Offenheit fort: „Die Vorlegung dieses Buchs glaubte ich Dir nun schuldig zu seyn. Und für die Zukunft steht Dir die Einsicht desselben jeden Augenblick zu Befehl; Du kannst mich vielleicht in Ansehung meiner Geldwirthschaft hie und da noch bessern. Indessen (sie erröthete ein wenig) wirst Du darinn einige ständige Ausgaben finden, die ich Dir zwar nicht verschweige — worinn ich aber auch in Zukunft nicht eingeschränkt zu seyn wünsche, da mir Dein guter Vater heute mit so vieler Freundlichkeit sagte, daß wir wohlhabend seyn werden."

Der Freund wollte ihr in die Arme fliegen — da begegnete ihm wieder ein Blick der Angst — und seines Vaters Befehl fiel ihm ein und hielt ihn noch einmal in den alten Schranken zurück.

„Nimm Dein Buch wieder, süsses, liebes Weib; denn ich ehre — ja tief ehre ich Deine Geheimnisse," sagte er und holte ihr ein Paar Geldrollen.

„Ich danke Dir, (sprach sie ruhig, und wollte die Rollen zu sich nehmen) Aber hebe

mir dieses Geld lieber noch bis morgen auf. Morgen will ich meine Rechnung ganz von neuem anfangen."

„Caroline!" rief der Innigbewegte, als sie wieder gehen wollte.

„O wahrlich, es wird mir noch heute wohl — das fühle ich fest. Ich will wieder ins Freye." — Sie küßte ihn, und mußte sich dießmal große Gewalt anthun, um von ihm zu scheiden. — „Adieu, mein Ferdinand! Ja, wir sehen uns froh wieder!"

Die Rechnung war offen liegen geblieben. Mechanisch setzte er sich vor das Buch hin, nahm es, lange erwägend, in die Hand, und sah endlich hinein. — Neben den Geldauswürfen fand er überall Rechtfertigungsgründe, biographische Notizen, Wirthschaftsgedanken, Lebensregeln, Herzensergiessungen und die trefflichsten Casualbemerkungen eingestreut. Das Ganze sprach ihn durch einen schönen historischen Charakter an.

Welche Ordnung, welche wohlgefällige Klugheit überall! Wie sparsam war sie in

Rücksicht ihrer Vergnügungen gewesen, und wie manchen Elenden hatte sie dafür erquickt! — In welcher praktischen Bedeutsamkeit erschien ihm jetzt jene tadelnde Rede, welche er sie einst gegen Sophien hatte äussern hören. „Wer Gutes thun will (sprach sie damals ärgerlich) der thue es doch entweder öffentlich; oder — wenn er sein Gemüth wirklich zu zart für das öffentliche Lob fühlt, so thue er es dann auch so wahrhaft geheim, daß die Welt davon nichts erfahre und nichts zu reden vermöge!" — Dieß Buch schloß dem Geliebten ihren ganzen Charakter auf, insoweit er denselben bis jetzt noch nicht gekannt hatte — und von manchem Räthsel, das ihm ehemals Sorgen gemacht, lag nun auf einmal die erfreulichste Lösung vor ihm da. — Stets treu und wahr gegen sich selbst — ewig wachsam und scharf gegen ihre Schwachheiten, hatte sie hier sich (und seit heute nun auch ihrem besten Freunde) nichts verschweigen, und im Grunde mehr ihrem Gewissen als dem Gedächtnisse Rechnung ablegen wollen.

Allmählig verlor er sich ganz in diesen neuen Ansichten und Bildern ihres Charakters, und

gerieth in so süsse Träume, daß er das Herannahen des Abends nicht bemerkte.

Da fiel ihm plötzlich ihr langes Aussenbleiben, und mit diesem eine heisse Sehnsucht nach der Geliebten aufs Herz, welcher er nun nicht länger widerstehen konnte, und hätte es auch sein Leben gekostet. Es trieb ihn fort, zu allen schönen Plätzen der Flur — aber in der Nähe war sie nirgends zu finden. Aengstlich lief er zuletzt nach dem Finkenhauk, da man ihm sagte, daß auch Marie abwesend sey.

Doch wir müssen endlich die geheimnißvollen Wege Mariens wieder aufsuchen, die wir bisher ganz unbeachtet ließen.

Marie war seit etlichen Tagen durch den hochzeitlichen Aufruhr abgehalten worden, ihren stillen Lieblingsort zu besuchen. Heute aber ließ sich das Mädchen durch nichts in ihrem Vorsatze stören, und gegen Abend trat sie mit süßem Schauer in jene lieblichen Schatten ein.

Seufzend aus leiseklagendem Herzen, ließ

sie sich auf der werthen steinernen Bank nieder — denn ach, schon lange, lange hatte ihr Ohr die Töne jener wunderbaren Stimme nicht mehr vernommen, für die noch immer ihre Liebe im Herzen so unauslöschlich und heilig fortloderte! — Doch, der heutige Abend strahlte in so reiner Schönheit um sie her, die Sänger des Haines umtönten sie mit so fröhlichen Melodieen, und die Gewürzlüfte, die ihr Busen sog, waren so köstlich, daß die Trauernde unvermerkt sich erheitert fühlte.

Sie sammlete ihr volles Gemüth zu einem herzlichen Gebete für das Ehеglück des theuern Bruders Ferdinand, das ihr und gar manchem seiner Freunde immer noch so zweifelhaft schien! — Sie liebte ja den Bruder von Kindheit auf mit der reinsten und wärmsten Zärtlichkeit, und Keiner ihrer Lieben und keine menschliche Seele kannte ja bis jetzt einen Gegenstand auf Erden, der ihrem Herzen noch theurer seyn könnte, als Ferdinand! Auch heute blieb sie diesen Gefühlen treu, und es kam bald in ihr frommes Gebet eine heisse Innigkeit und mächtige Weihe, deren Töne in lautem Rufe zu Gott emporstiegen.

Wohl ihr! die fromme Seele fühlte zuletzt jene wohlthätige Ueberzeugung in sich erwachen, daß die neuvermählte Freundin, für deren Heil sie so rein und kindlich gebetet hatte, ihres schönen Looses würdig und den Bruder hoch zu beglücken fähig sey. Ja, es zog in die Brust der Beterin eine ganz neue, untrügliche Liebe für die willkommne Schwester ein, und mit dieser ein gewisser Reichthum eigner Freudigkeit, der ihr schon längst nicht mehr zu Theil geworden war.

Selig saß das Mädchen noch lange da, umspielt von den Nachklängen ihrer heiligen Gedanken.

„O warum bist Du von mir geschieden — (rief sie dann in die Abendlüfte hinaus) Du holdes Wesen, das ich meinen Schutzgeist nannte! Bin ich Deiner nicht mehr werth? Ach, wo rauschen sie jetzt auf Erden, Deine süßen Bienenlieder?"

In diesem Augenblick hörte sie wieder die alten anmuthigen Melodieen tönen — und ihre Seele zerfloß in wehmüthiger Wonne.

„Wirst Du mir bald erscheinen, süßes Wesen? — Wahrlich, Du bist der Geist und die Kraft meines bessern, heiligern Lebens — denn mein Herz ist arm ohne Dich, und ich werde vergehen in dieser schmachtenden Liebe zu Dir!"

„Ich darf nicht erscheinen — (rief es sanft) denn Du verhehlest mir noch den irdischen Kummer, der Deine Seele drückt."

Sie fiel auf ihre Knie und blickte flehend zum Himmel. „Ach, diesen Kummer kennt keine Menschenseele! Nur du, Gott, allein, kennst ihn!"

„Es ist die Liebe — (tönte es feyerlich) aber, nenne mir Deine Liebe."

Thränen entstürzten ihrem brechenden Auge, sie verhüllte das glühende Gesicht und rief es zu den Waldgipfeln empor: „Richard!"

„O meine geliebte, süße, einzige Marie! Dein Richard ist Dir nahe — er ist da und fliegt in Deine Arme — Dein Richard eilt, Dich als seine Braut zu umfangen!" — So

rief

rief jetzt die Stimme — des Geliebten! — Der alte Eichbaum öffnete sich — Richard sprang mit seiner Guitarre heraus — hob die Halbohnmächtige in seine Arme — und sein Mund hauchte dem ihrigen ein neues, seliges Leben ein.

„Verzeih, verzeihe mir, du gutes, treues Kind! Verzeih meiner arglistigen Liebe, die hier so lange ihr süßes Spiel mit Dir trieb! — Seit meiner Zurückkunft von der Akademie stand ich in dem unseligen Wahne, Du liebtest Ferdinanden, und die Weigerung seiner Eltern sey Dein geheimer Kummer. — Kannst Du mir vergeben, holdes Geschöpf? — Aber Marie, Marie — warum verhehltest Du Dein Herz so lange, so tief vor mir?"

„Sollte ich denn — (flüsterte sie und verbarg ihr Gesicht) sollte das blutarme Mädchen, die einsame Waise, zum Sohne solcher reichen und vornehmen Eltern — in die ich niemals volles Vertrauen setzen konnte — ihre sehnenden Augen erheben?"

„Du verkennst meinen Vater, Marie! Er billigt meine Wahl vollkommen. Er liebt Dich sogar schon jetzt."

Sie sank ihm freudig an's Herz. Ihr Sehnen war gestillt, und die Liebenden erklärten sich nun alles, was Jedem bisher im Betragen des Andern noch dunkel geblieben war.

„O gesegnet seyst Du — (rief der fröhliche Richard zu der alten Eiche hinüber) und dreymal gesegnet sey der alte Zimmermann, — ja, ich will jede Woche seines Lebens mit einem baaren, patentmäßigen Thaler versüßen! — Durch dessen Hülfe ich einst jenen gebrechlichen Würmerkasten, an dem wir noch als Kinder so manchen Frevel ausübten, mit einer Thüre versah, mit der schönsten neuen Rinde wieder ausflickte, und mit den herrlichsten Kucklöchern ausrüstete, hinter welchen je ein mißtrauischer Liebender geschwitzt hat! — Marie, liebe Marie! Ich habe Dir das Leben sauer gemacht — aber das meinige gehört nun auch so ganz, so unwiderruflich und ewig Dein! — Sieh, meine Liebe nahm im Aeußern einen romantischen, im Innern einen juridischen Gang — aber, liebes Mädchen, sie kam vom Herzen und soll ewig im Herzen wohnen."

In diesem Augenblick öffnete sich in ihrer Nähe ein Gebüsch, aus dem Caroline hervorbrach — und vom Pfade her flog der unruhige Ferdinand herbey.

„Caroline! (rief er froh) Gott sey Dank, daß ich Dich endlich wieder finde!" Er wollte sie an's Herz drücken.

„Nein, mein Freund! (sagte sie, und hielt ihn wehmüthig von sich ab) Das, was Du hier suchtest, mußt Du erst ganz kennen lernen, ehe Du es so gütig wieder in deine Liebe aufzunehmen wagst."

„Schwester, (schrie Richard) ich wette drauf, Du hast uns hier belauscht. Kannst Du es läugnen? — Hier, Ferdinand, umarme meine Braut! — Caroline, wir haben schwer gesündigt! — Sieh nur, dieser Engel, diese reine Marie hat gestern ihrem geliebten Ferdinand die ersten Minuten ihrer wiedergesammelten Ruhe nach den bisherigen Tagen der Zerstreuung zu einem stillen Gebete für ihn und Dich gelobt! Und wir Unwürdige hörten es, und — argwöhnten hier eine Zusammenkunft sträflicher Liebe — hier, wo ich Worte

eines Engels zum Himmel aufwallen hörte! — O wir Sünder!"

„Meine arme, redliche Marie!" klagte Ferdinand ganz erstaunt, und wußte nicht wie ihm geschah, als die verkannte Marie ihm jetzt so wehmüthig, und doch so freudig in die Arme fiel, und Richard nun fortfuhr, ihm alle hier geschehenen Wunder zu deuten.

Aber Caroline sank vor dem Geliebten und der Schwester nieder, und umfaßte ihre Kniee, sie hielt sich aller Verzeihung unwerth und war untröstlich.

„Hier noch ein Aktenstück! (sagte Richard) Denn wir wollen ehrlich seyn, arme Schwester! — Hört, lieben Freunde — es ist und bleibt doch immer ein großes Unglück, wenn ein Häuflein von Kindern seine wahre Mutter zu frühe verliert! Auch die beste zweyte Mutter ist doch einmal — da sie nur nach einer Auswahl zu lieben vermag — Stiefmutter!" — Er zog Carolinens gestriges Billet hervor und las: „Mein Bruder! Es wäre möglich — und Gott wende den Fluch dieser Möglichkeit gnädig ab! — daß ich mor-

gen Abends im Fluge zu Dir eilte, um von da schnell zu meiner Tante nach Petersburg abzureisen. Auf diesen schrecklichen Fall bitte ich Dich, mir eine hinlängliche Summe und einen Wagen zur Reise zu verschaffen, weil ich ganz ohne Geld bin. — Sey, bis ich Dich sehe, verschwiegen wie das Grab, wenn Dir die Ehre Deiner Schwester lieb ist. Auch unser guter Vater erfährt kein Wort von diesen Zeilen! Caroline." — Seht, Freunde — und ich — ich eben so verstockter Sünder, verstand sogleich jedes Wort dieses Billets, und hatte doch nie eine Sylbe mit Carolinen über die Sache geredet. — So tief verwildert man unter einer Stiefmutter. Aber so ist es nun! — Verzeiht uns — wir waren Eurer nicht werth, ihr holden Geschwister!"

Ferdinand, von dessen Augen es wie Schuppen abfiel, konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Diese „Reise nach Petersburg" war ihm ein unerträgliches Bild, bey dem sein angstvolles Herz zum erstenmal deutlich fühlte, wie so gar nichts auf dieser Erde sey, was ihm die Geliebte ersetzen könnte. Er zog sie ängstlichfroh zur schöneren Reise

nach dem Trifthofe fort. — „Armes, armes Weib! (seufzte er) Wie unglücklich, wie elend mußt Du gewesen seyn! Bis zu welchem Grade der Angst und des Unglaubens konnte doch einzig die Geistesschwäche und zurückstoßende Kälte einer Mutter, das köstlichste Geschöpf bringen, das je ein Liebender auf dieser Erde fand! — Wie wichtig erscheint mir jetzt die Regel des guten Doktor Luther in seiner Haustafel: „Ihr Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorne, daß sie nicht scheu werden!“ Und so verzeiht mir, ihr sämmtlichen Stiefmütter in der Welt, wenn ich euch allen in diesem Augenblicke von Herzen zürne!“

„Nur der meinigen nicht mehr, Ferdinand! Sie wußte nicht, was sie that, als sie mich einst von sich stieß. Aber sie wird — sie soll mich noch lieben. Ach, ich war nicht glücklich!“

„Gutes, duldendes Geschöpf! — Aber was wolltest Du nun in Deiner Angst thun, Unglückliche, wenn ich — Gott, wenn ich schuldig war?“

„Dir den Scheidebrief senden — (schluchzte sie) Dich bitten, daß Du Marien ehligtest —

denn nur in Deinem Glücke schimmerte mir noch ein Stern der Tröstung — und dann in einer Hütte am kalten Meere des Nordens mein ödes Leben ausweinen."

„Und das alles, Caroline — diesen ungeheuern Schmerz hast Du ertragen, während ich kaum die ersten bangen Ahnungen davon empfand!" — Er faßte ihre Hand fester. Aber auch sie schien noch einmal jenen großen Schmerz nachzufühlen, und blickte ihm wehmüthiger ins Auge, und ließ nicht ab, seine theure, unter unsäglichen Bedrängnissen neuerworbne, Hand immer fester an ihr zitterndes Herz zu halten. „O dieses Herz — (rief sie feyerlich aus) es ist nun so rein, Ferdinand — so ganz entsündigt und geheiligt — es kennt nichts mehr, als Gott und Dich. — Aber glaube mir, ich habe schon am heutigen Morgen fest gefühlt, daß alles so enden müsse. Mein Ferdinand, wie süß ist dieser stille Augenblick nach dem Sturme! Wie sicher will ich an diesem treuen Herzen ausruhen — ja, ich verdiene Deine Verzeihung — ach, Ferdinand, ich habe viel gelitten um Dich!" — Sie blieb stehen mit ihm, und weinte aus

voller Seele an seiner Brust. — Es war eine unermeßlichreiche Minute für unsre Liebenden — und da schien es dem Manne, als blühe sein Weib nun erst schöner auf in seinen Armen.

Sie bezeigte das reinste Verlangen, den Eltern die ganze Sache aufrichtig zu erzählen. Aber alle Uebrigen waren der Meynung, daß die Begebenheit einzig unter den trauten Vieren bleiben müsse — ausser dem, was jeder Kluge bald selbst davon merken werde.

Erst im Kreise der Familie, von Allen geliebt, begriff sie ganz die volle schöne Verzeihung ihres Gatten. Und als nun auch Richard und Marie sich mit dem Segen des elterlichen Doppelpaares beglückt fühlten, und die glückliche Sophie an Reinholds Seite um sie her scherzte und der Schwester von nun an eine ewige Freundschaft zuschwur — da ward auch Caroline unter geheimen Seufzern wieder froh.

„Ich finde es so herrlich, (sagte sie mit glänzendem Blicke zu ihrem Bräutigam) daß an diesem schönen Sommerabend eine Gesellschaft freundlicher Menschen sich versammlet —

und gerade erst am Abend zusammenkommt, um unter einem glücklichen Dache mehrere schöne ländliche Nächte zu verschlummern, mehrere fröhliche Tage gemeinsam zu geniessen!" — Es war ein göttlich schöner Abend.

„Und heute, meine Caroline?" sprach Ferdinand, als man aus dem Gesellschaftszimmer aufbrechen wollte.

Sie verbarg das reine, glühende Antlitz an seinem Busen. „O mein Alles, mein Bräutigam! (flüsterte melodisch die Verzagende) Sieh, ich habe nun keinen Trost mehr auf Erden für dieß ängstlich klopfende Herz, als Dich allein — und mir ist so unsäglich bange und wohl — und es bangt mir so anders als gestern — aber, war ich gestern wohl werth, an dieser himmelreinen Brust zu schlummern, die ich für eine Wohnung der Sünde hielt? Doch — hast Du mir nicht verziehen?"

Die Liebe und seine Küsse lösten ihre letzten Worte in liebliche Seufzer auf, und er führte sein herrlich errungnes Eigenthum der Brautkammer zu.

„Aber, mein süsser Freund, (fragte sie dort) was zog Dich immer und immer so redlich hin zu mir — zu der Verkannten — zu der Verdorbenen?"

„Die wunderbaren Liebesblitze aus diesen reinen blauen Himmeln," sagte er, und küßte ihre Augen, daß sie süß erzitterten.

„Und — ach — Ferdinand — was vermochte noch gestern Deinen Glauben an mich zu erhalten?" lispelte sie matt zwischen seinen Lippen.

„Deine Schönheit, holdes Mädchen!" sagte er; und die Geister seiner nie entweihten Lippen wiegten sich auf den bangen Bebungen ihrer keuschen Brust.

Apologie.

Verzeiht dann — schöne Leserinnen — verzeiht uns, daß wir auch dieses unser Heldenpaar wieder mit einem — Kusse von Euch scheiden lassen — daß wir auch in diesem kleinen Buche abermals viel und redlich geküßt, und abermals so manche bange und selige Thräne geweint haben! — Ist denn aber nicht das ganze höhere und schönere Leben des Menschen aus Liebes- und Thränenstoff gewebt? — Ach welcher Kunstrichter wird wohl deßhalb den ersten Stein auf uns zu werfen wagen, wenn Ihr uns verzeiht? — Und so vergönnet, holde Mädchen, daß auch wir nun wehmüthig mit einem Kusse scheiden!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst,

Ferdinand Miller ein Roman

Tübingen 1809

P.o.germ. 1551 ch
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122629-8